Gil Blas
von
Santillana.

Von

Le Sage.

Aus dem Französischen.

Vierter Theil.

Wien, 1827.
Gedruckt und verlegt bey Chr. Fr. Schade.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Viertes Buch.

Achtes Capitel.

Was die Marquisinn von Chaves für eine Dame war, und was sie gewöhnlich für Besuche erhielt.

Die Marquisinn von Chaves war eine Witwe von fünf und dreyßig Jahren, schön, groß und wohlgemacht. Dabey kinderlos und mit einem jährlichen Einkommen, das sich auf zehn tausend Ducaten belief. Nie ist mir eine ernsthaftere Dame, nie eine vorgekommen, die so wenig sprach. Indessen galt sie desungeachtet für die geistreichste in der Hauptstadt. Vielleicht trug hierzu nicht sowohl ihre Unterhaltung als ihre tägliche Gesellschaft bey, was ich dahingestellt seyn lassen will. Unausgesetzt sah sie nähmlich eine Menge Gelehrten und vornehme Personen bey sich. So verband man mit ihrem Nahmen die Nebenbegriffe von Geist und Genie, und so ward ihr Haus vorzugsweise das literarische Bureau genannt.

Wirklich fanden auch dort täglich Vorlesungen, bald von dramatischen Werken, bald von andern Poesien Statt. Doch mußten dies in der Regel lauter ernsthafte Arbeiten seyn; alle komischen ver-

achtete man. Das beste Lustspiel, oder ein noch so genialischer Roman, voll Witz und Laune, galt immer nur für ein schwaches, kleinliches Product, das keines Lobes werth erachtet ward. Die geringste ernsthafte Arbeit hingegen, eine Ode, eine Ekloge, ein Sonnet, ward für das höchste Erzeugniß des menschlichen Geistes angesehen. Freylich war das Publicum häufig ganz anderer Meinung, als das literarische Bureau. Eben so pfiff das Parterre nicht selten solche Stücke, die hier beklatscht worden waren, unbarmherzig aus.

Ich hatte den Saal zu besorgen, wo sich die Gesellschaft zu versammeln gewohnt war. Wenn ich also meine Stühle u. s. w. geordnet hatte, stellte ich mich zur festgesetzten Stunde an die Thür. Hier war mein Amt, den Nahmen jeder Dame und jedes Herrn, so wie sie eintraten, auszurufen, wobey ich sie dann mit einer Verbeugung hineinwies. Nun traf sich's, daß gleich das erste Mahl zufällig der Pagenhofmeister mit mir im Vorzimmer war. Er hieß Andreas Molina, war von Natur ein kalter, spöttischer Beobachter und besaß ziemlich viel Geist. So schilderte er mir denn alle Ankommenden mit kaustischem Witze ab.

Zuerst erschien ein Bischof, und ich that, was meines Amtes war. — »Das ist ein possierliches Original!« — hub Don Andreas an. — »Se. Gnaden hat einigen Einfluß bey Hofe; allein man soll glauben, daß dieser ungeheuer ist. Er biethet daher jedermann seine Dienste an, ohne auch nur für einen etwas zu thun. Einst stieß er im Pallaste auf einen Cavalier, der sich sehr höflich gegen ihn benahm. Augenblicklich blieb er bey ihm

stehen, überhäufte ihn mit einer Fluth von Complimenten, drückte ihm einmahl über das andere die Hand und schloß dann wie folgt:

»Ich bin der Ihrigste, rechnen Sie ganz auf mich! Stellen Sie mich auf die Probe; ich bitte Sie darum! Ich würde nicht ruhig sterben können, wenn ich keine Gelegenheit fände, Ihnen nützlich zu seyn!« — Der Cavalier dankte ihm auf das verbindlichste, und beyde trennten sich. Jetzt wendete sich der Bischof zu einem seiner Hausgeistlichen, der ihn begleitete, und sprach: »Ich glaube den Menschen zu kennen, wenigstens ist mir's als hätte ich ihn irgendwo gesehen.« — Indem kam ein anderer, der Sohn eines Grande, an. Dieselbe Anmeldung u. s. w., worauf er in den Saal trat. — »Dieser hat auch seinen Theil!« — hub Molina von neuem an. — »Können Sie wohl glauben, daß er häufig um wichtiger Geschäfte willen, expreß zu einem geht und am Ende selbst nicht mehr weiß, warum er gekommen ist?«

»Aber sehen Sie doch!« — fiel er sich selbst ins Wort — »da kommen zwey Sennoras, die gerade das Widerspiel sind. Donna Marguerita will eine große Philosophinn seyn. Sie nimmt es mit den berühmtesten Doctoren von Salamanca auf, und nie kommen diese mit aller ihrer Logik gegen die Vernünfteleyen der Dame auf. Was die andere, Donna Angelina, betrifft, so hat sie einen äußerst gebildeten Geist, ohne daß sie darum die Gelehrte zu spielen sucht. Verstand und Feinheit, Richtigkeit, Natürlichkeit und Zierlichkeit leuchten aus allen ihren Worten hervor.« — »Das ist ein liebenswürdiger Charakter!« — unterbrach ich ihn. — »Allein,

nach meinem Bedünken paßt jene Rolle eben nicht für das schöne Geschlecht.« — »Freylich nicht!« erwiederte er — »Machen sich doch sogar viele Männer dadurch lächerlich!«

»Unsere Frau Marquisinn« — fuhr er fort — »ist auch so eine Art von Philosophinn, wie schon aus diesem ihren Treiben erhellt. Worüber werden sie heute nicht wieder disputiren? Der Himmel verhüthe nur, daß nicht auch die Religion hineingezogen wird!« — Indem er so sprach, kam ein langer hagerer Mann daher, der gewaltig ernst und finster aussah. — »Dieser da« — fiel der Hofmeister über ihn her, als er hinein war — »ist einer von den Sauertöpfen, die mit Hülfe einiger Sentenzen aus dem Seneca für große Genies gelten wollen, bey Licht besehen, aber nur Querköpfe sind.«

Hierauf kam ein junger, recht wohlgestalteter Cavalier, der aber die Selbstgefälligkeit selbst war. Ich fragte daher den Hofmeister, was das abermahls für ein Original sey. — »Das ist ein dramatischer Dichter,« — war seine Antwort. — »Er hat in seinem Leben Hunderttausende von Versen gemacht, und keinen Maravedi dafür gekriegt. Neulich aber hat er für sechs Zeilen in Prosa so viel bekommen, daß er auf einmahl reich geworden ist.« — Ich war im Begriffe weiter zu fragen, wie es denn mit diesem Galoppglücke zugegangen sey, als auf der Treppe ein großes Geräusch entstand. — »Haha, der Licentiat Campanario!« — sagte Molina. — »Man hört ihn schon von weitem, ehe man ihn noch sieht.«

»So wie er an die Hausthür kommt,« — fuhr der Hofmeister fort — »zieht er seine Schleuße auf

und nun geht's unaufhörlich in einem Athem fort, bis er wieder auf der Straße ist.« — In der That ertönte auch das ganze Hotel von der Stentorstimme desselben, bis er endlich mit einem Baccalaureus im Vorzimmer erschien und seinen Platz im Saale einnahm, wo sich nun der Strom seiner Rede unaufhaltsam ergoß. — »Dieser Sennor Campanario« — sagte ich — »ist wahrscheinlich ein sehr ausgezeichnetes Genie?« — »Ja!« — erwiederte Molina, — »der Mann hat äußerst glückliche Einfälle, ausgesuchte originelle Ausdrücke u. s. w., kurz er unterhält seine Leute sehr angenehm.«

»Allein auf der andern Seite« — fuhr er fort — »ist er auch ein unbarmherziger Schwätzer, der sich nicht selten wiederhohlt und endlich zur Last wird. Soll ich sagen, wie's eigentlich mit ihm ist, so besteht, nach meiner Meinung, sein größtes Verdienst in der lebhaften komischen Manier, womit er seine Siebensachen zu Markte bringt. Auch das Beste von ihm würde eben nicht der vorzüglichste Theil eines Vademecums seyn.« — Auf diese satyrische Weise schilderte mir nun der Hofmeister noch eine Menge der Eintretenden ab, bis er endlich auch auf die Marquisinn selbst kam.

»Unsere gebiethende Frau« — hub er an — »ist, trotz ihrer Philosophie, die schlichte Einfachheit selbst. Man kommt in Wahrheit sehr leicht mit ihr aus, und hat wenig oder nichts von Launen und Sonderbarkeiten bey ihr auszustehen. Es ist eine der verständigsten Damen von Stande, die mir vorgekommen sind; sie hat keine einzige Leidenschaft. Sie findet weder am Spiele noch an der Galanterie Geschmack; die gesellschaftliche Un-

terhaltung ist das Einzige, was ihr Vergnügen macht. Ein Leben wie das ihrige, würde für die meisten andern Damen höchst langweilig seyn.« — Diese günstige Schilderung flößte mir einen sehr vortheilhaften Begriff von meiner Gebietherinn ein.

Einige Tage darauf indessen ereignete sich etwas, das mir über ihre angebliche Abneigung von Liebeshändeln allerhand zu denken gab. Eines Morgens nähmlich, während sie ihre Toilette machte, kam ein kleiner, mißgestalteter, d. h. bucklicher Mann, in das Hotel. Er schien ungefähr ein Vierziger zu seyn, hatte ein sehr widriges Gesicht und starrte von Schmutz. — »Ich habe mit der Frau Marquisinn zu reden,« — sagte er — »melden Sie mich!« — »In wessen Auftrag?« — fragte ich. — »In eigenen Angelegenheiten!« — antwortete er vornehm. — »Sagen Sie ihr, ich sey derselbe Cavalier, von dem sie gestern mit Donna Anna de Velasco gesprochen hat.« — Ich ließ ihn also mit hinaufgehen und meldete ihn.

Allein wie sehr erstaunte ich, als die Marquisinn mit sichtbarer Freude rief: »Ha dieser! Geschwind, geschwind, laß ihn augenblicklich herein!« — Sie empfing ihn hierauf mit der größten Auszeichnung und befahl allen ihren Frauen sich zu entfernen, so daß dieser kleine, häßliche Buckel, glücklicher als ein Ehrenmann, ganz allein mit ihr blieb. Den Kammermädchen und mir machte dies allerliebste Schäferstündchen unendlichen Spaß. Auch hielt wirklich die Unterredung gerade so lange an. Hierauf begleitete ihn die Marquisinn bis in das Vorzimmer und entließ ihn mit allen Merkmahlen der höchsten Zufriedenheit. Ich selbst über-

zeugte mich noch denselben Abend, wie sehr seine Unterhaltung nach ihrem Geschmacke gewesen war.

»Gil Blas!« — sagte sie nähmlich zu mir und zwar ebenfalls ganz allein — »wenn der Buckliche wiederkommt, so führ' ihn so heimlich in mein Zimmer, als Du's nur immer machen kannst.« — Natürlich ließ ich mir dies gesagt seyn. So wie daher der kleine Patron am nächsten Vormittage wieder erschien, führte ich ihn auf einer geheimen Treppe in das Zimmer meiner Gebietherinn. Ich that dies pflichtschuldigst zwey- oder dreymahl und dachte nichts Arges dabey. Allein die angeborne Bösartigkeit der Menschen brachte in kurzem auch mich auf manche gar sonderbare Idee. Ich schloß also, daß die Marquisinn entweder sehr wunderliche Neigungen haben müsse, oder daß der Buckliche ein Gelegenheitsmacher sey.

»Meiner Treue!« — sagte ich zu mir selbst — »wenn die Marquisinn einen schönen Liebhaber hat, so verzeihe ich ihr's. Hat sie aber diesem häßlichen Affen ihre Gunst zugewandt, so weiß ich nicht, wie ich ihren schlechten Geschmack entschuldigen soll.« — Indessen that ich meiner Gebietherinn in hohem Grade Unrecht. Der kleine Buckliche beschäftigte sich nähmlich mit der Magie. Die Marquisinn hatte von seiner vorgeblichen großen Kunst gehört, und da die Liebhaberey an diesen Gaukeleyen unter ihre Schwächen gehörte, jene geheimen Unterredungen mit ihm gehabt. Er wahrsagte aus dem Kaffeesatze, ließ die Leute ins Sieb sehen, wußte die Karten zu schlagen, enthüllte alle Geheimnisse der Cabbala u. s. w., versteht sich, alles für gute Bezahlung. Mit andern Worten,

es war ein Gauner, der auf Kosten der Leichtgläubigen lebte und auf diese Art mehrere vornehme Damen zu schröpfen verstand.

Neuntes Capitel.

Wie es kam, daß Gil Blas das Haus der Marquisinn verließ, und wie es ihm hierauf weiter ging.

Ich war nun schon ein halbes Jahr bey der Marquisinn gewesen, und, um es zu gestehen, mit meiner Lage so zufrieden, wie es nur einer seyn kann. Allein mein Schicksal, dem ich folgen mußte, erlaubte mir nicht, in diesem Hause zu bleiben, ja selbst nicht einmahl in der Hauptstadt. Folgender Vorfall ward die Ursache, warum ich beyde zu verlassen gezwungen war. Unter den Kammermädchen meiner Gebietherinn befand sich auch eine, Nahmens Porcia. Sie war nicht nur jung und schön, sondern dabey auch so gut, daß ich eine aufrichtige Neigung zu ihr faßte, ohne zu ahnen, daß sich ein Zweyter um sie bewarb. Dies war der Secretair der Marquisinn, ein stolzer, eifersüchtiger Mensch, und wie man sagt, sterblich in sie verliebt.

Kaum hatte er nun meine Leidenschaft ausgeforscht, so beschloß er sich auf der Stelle mit mir zu schlagen, und zwar ohne vorher die mindeste Erkundigung einzuziehen, ob ich bey Porcia gelitten sey oder nicht. Zu diesem Ende forderte er mich also heraus und bestimmte mir einen abgele-

genen Ort. Es war ein ganz kleiner Knirps, der mir kaum bis an die Schultern ging und sehr schwächlich schien. Ich sah ihn daher keineswegs für einen gefährlichen Gegner an, und begab mich also voll Muth und Zuversicht auf den Kampfplatz. Schon dachte ich wirklich einen leichten Sieg davonzutragen und dies bey Porcien geltend zu machen; allein, ich hatte mich gewaltig geirrt.

Der kleine Secretair führte nähmlich eine vortreffliche Klinge, legirte mich wie einen Knaben im ersten Augenblicke, setzte mir die Degenspitze auf die Brust und sprach: »Entweder mach Dich auf den Todesstoß gefaßt, oder gib mir Dein Ehrenwort, daß Du noch heute das Haus verlassen und nie wieder an Porcien denken willst!« — Ich versprach ihm dies, und es kam mir wirklich nicht sauer an. Ich schämte mich nähmlich viel zu sehr, mich wieder vor meinen Cameraden sehen zu lassen und am meisten vor der schönen Helena, die die Ursache dieses Kampfes war. So ging ich also blos nach Hause, um mein Geld und meine Sachen zu hohlen, und machte mich dann unverzüglich nach Toledo auf.

Mein Beutel war ziemlich gut gespickt und meine Garderobe nichts weniger als schlecht. Ich trug dieselbe auf dem Rücken und wanderte wohlgemuth meine Straße fort. Madrid zu verlassen, hatte ich mich eigentlich nicht anheischig gemacht. Indessen hielt ich es selbst für besser, die Hauptstadt für jetzt zu meiden, sollte es auch nur auf einige Jahre seyn. Ich beschloß also, das ganze Königreich zu durchreisen und in jeder Stadt einige Tage oder Wochen zu bleiben, wie es die Ge-

legenheit gab. — »Mein Geld reicht auf lange nicht hin!« — sagte ich zu mir selbst; — ich werde sparsam damit umgehen. Und wenn es alle ist, nun so nehme ich wieder eine Stelle an. Ein Mensch wie ich, findet dergleichen mehr als zuviel, wenn es ihm nur beliebt, sich darnach umzuthun.«

Ich hatte besondere Lust Toledo zu sehen, kam nach Verlauf von drey Tagen daselbst an und quartierte mich in einem guten Wirthshause ein. Hier ward ich, vermöge meines Staatsanzugs, den ich natürlich nicht an dem Nagel hängen ließ, für einen jungen vornehmen Caballero angesehen. Eben so zog ich auch durch mein stutzerhaftes Wesen die Augen aller hübschen Sennoritas in der Nachbarschaft auf mich. Allein ich erfuhr bald, daß man bey ihnen nur mit großen Kosten Eingang fand, und so hüthete ich mich wohl davor. Da nun meine Reiselust täglich mehr zunahm, besah ich das Merkwürdigste von Toledo und machte mich dann eines Morgens mit Tagesanbruch auf den Weg nach Cuenca, in der Absicht, nach Aragon zu gehen.

Am folgenden Tage um die Vesperzeit trat ich in ein Wirthshaus ein, das an der Landstraße stand. Während ich nun bey meinem Weine saß, kam ein Trupp Gensdarmen an. Diese Herren verlangten ebenfalls zu trinken und thaten sich gegenseitig tüchtig Bescheid. Dabey nahmen sie die Personalbeschreibung eines jungen Mannes vor, wegen dessen Habhaftung dieser Streifzug angeordnet worden war. — »Drey und zwanzig Jahr,« — las einer von ihnen — »lange, schwarze Haare, groß und gut gewachsen, eine Adlernase, reitet

ein hellbraunes Pferd.« — Ich hörte ihnen zu, ohne daß ich eben darauf zu merken schien, auch bekümmerte ich mich wirklich nur wenig darum. Also verließ ich das Wirthshaus und setzte meinen Weg weiter fort.

Ich mochte noch keinen Büchsenschuß weit gegangen seyn, als mir ein junger wohlgestalteter Cavalier begegnete, der ein Pferd von der Farbe des obigen ritt. — »Wahrhaftig!« — sagte ich zu mir selbst — »das ist der junge Mann, den man auf dem Korne hat. Das lange schwarze Haar, die Habichtsnase, alles stimmt vollkommen überein. Ich muß ihm einen Dienst erweisen, und ich will es auf der Stelle thun.« — »Sennor!« — sagte ich — »erlauben Sie mir eine Frage. Haben Sie nicht vielleicht eine Ehrensache gehabt?« — Der junge Mann gab keine Antwort, sah mich aber dagegen höchst verwundert an.

Ich versicherte ihm hierauf, daß meine Absicht gut, und keineswegs dabey Neugier im Spiele sey. Auch überzeugte er sich vollkommen davon, als er den ganzen Zusammenhang erfuhr. — »Edelmüthiger Unbekannter!« — sagte er — »ich will es Ihnen offen gestehen, ich glaube allerdings, daß es von Seiten der Gensdarmen auf mich abgesehen ist. Auch denke ich einen andern Weg einzuschlagen, auf dem ich ihnen entkommen kann.« — »Ich meyne« — war meine Antwort — »wir sehen uns nach einer Stelle um, wo Sie sicher sind und wo wir uns zugleich vor dem Gewitter bergen können, das bald herankommen wird.« — So schlugen wir denn einen schattigen Baumgang ein und gelangten durch

denselben bis an den Fuß eines Berges, wo sich eine Einsiedeley befand.

Es war dies eine große, tiefe Grotte, mit einem Häuschen aus rohen Felsensteinen, das halb in dieselbe hineingebaut und ganz mit Rasen bewachsen war. Darneben entsprang aus einer kleinen Spalte eine krystallhelle Quelle, die sich in eine schöne mit duftenden Blumen bedeckte Wiese ergoß. Am Eingange dieses Häuschens saß der fromme Einsiedler, dem Anschein nach vom Alter gänzlich niedergedrückt. Er stützte sich mit der einen Hand auf seinen Stab, während er in der andern einen Rosenkranz mit wenigstens zwey hundert großen Kugeln hielt. Seine braunwollene Mütze ging ihm tief über die Stirn und die Wangen, und sein schneeweißer Bart senkte sich bis zum Gürtel seiner Kutte hinab.

Wir traten ihm nunmehr näher, und ich redete ihn folgendermaßen an: »Frommer Vater! wollt Ihr wohl erlauben, daß wir in Eurer Klause vor dem heranziehenden Ungewitter Schutz suchen dürfen?« — »Tretet ein, tretet ein, meine Kinder!« — war seine Antwort, wobey er mich sehr aufmerksam zu betrachten schien. — »Meine Klause steht Euch offen; Ihr mögt so lange darin verweilen, als Euch gefällig ist. Für Euer Pferd« — fuhr er fort und wies auf den äußern Theil des Häuschens — »ist dort sehr gut gesorgt.« — Mein Begleiter zog es also in den Stall, und wir gingen mit dem Einsiedler in die Grotte hinein.

Kaum befanden wir uns unter Dach, als das Gewitter losbrach. Der Regen stürzte in Strömen herab; es donnerte und blitzte wahrhaft fürchter-

lich. Der Einsiedler warf sich vor einem Bilde des heiligen Pacomus nieder, das an die Wand geklebt war, und wir knieten neben ihm hin. In dieser Stellung blieben wir, bis der Donner aufhörte und das Wetter vorüberzog. Wir dachten nun unsere Reise fortzusetzen, obgleich der Regen anzuhalten schien und die Nacht vor der Thür war. Allein der Einsiedler gab es nicht zu. — »Nein, meine Kinder!« sagte er — »ich rathe Euch nicht bey diesem Wetter weiter zu ziehen, Eure Geschäfte müßten denn höchst dringend seyn.«

Wir antworteten, daß dies der Fall durchaus nicht sey, und daß wir ihn selbst bitten würden, uns für die Nacht zu beherbergen, hielte uns nicht die Besorgniß, ihm lästig zu fallen, davon ab.« — »O das laßt gut seyn!« — erwiederte er; — »Ihr seyd mir nicht im mindesten zur Last. Wer aber zu bedauern ist, das seyd Ihr selbst. Ihr werdet ein schlechtes Lager haben und nichts als ein karges Einsiedlermahl obendrein. Hierauf hieß er uns Platz an einem kleinen, steinernen Tische nehmen, und trug einige Zwiebeln *) nebst einem mäßigen Stück Brot und einem Kruge mit Wasser auf.

»Meine Kinder!« — sagte er — »dies ist in der Regel meine ganze Mahlzeit. Doch um Euretwillen mag's heute einmahl hoch hergehen.« — Bey diesen Worten nahm er aus einem kleinen Schranke noch etwas Käse, nebst einem paar Händevoll Haselnüsse, und setzte es auf. Ich langte nun zu; allein der junge Cavalier, der wenig oder gar keinen

*) Die Spanischen Zwiebeln, besonders die Galizischen, sind vortrefflich und zeichnen sich durch ihre Größe und Süßigkeit aus.

Hunger hatte, rührte kaum etwas davon an. — »Ich merke wohl,« — sagte hierauf der Einsiedler — »Sie sind an einen besseren Tisch gewöhnt, als der meinige ist; oder vielmehr der überreizte Geschmack hat den natürlichen bey Ihnen verdrängt.«

»Als ich, wie Sie, noch in der Welt lebte,« — fuhr er fort — »da waren die köstlichsten Speisen und die ausgesuchtesten Gerichte kaum gut genug für mich. Allein seitdem ich diese einsame Klause bewohne, bin ich zur Einfachheit der Natur zurückgekehrt. Außer dem, was Sie hier sehen, machen Milch, Wurzeln und Früchte, nach dem Beyspiele unserer ersten Aeltern, meine einzige Nahrung aus.«

Während er so sprach, versank der junge Cavalier in ein so tiefes Nachsinnen, daß es der Einsiedler gewahr ward. — »Mein Sohn!« — sagte er daher — »Sie haben irgend etwas, das Sie beunruhigt; darf ich nicht wissen, was es ist? Schließen Sie mir Ihr Herz auf! Ich dringe nicht aus Neugierde, sondern aus Theilnahme in Sie. Ich bin in einem Alter, wo ich Rathschläge geben kann, und Sie befinden sich vielleicht in einer Lage, wo Sie deren benöthigt sind.«

»Ja wohl, frommer Vater!« — erwiederte der junge Mann mit einem Seufzer, — »ja wohl bedarf ich eines guten Raths und mehr als jemahls. Da Sie mir den Ihrigen so freundlich anbiethen, so seyn Sie auch überzeugt, daß er gewiß befolgt werden wird. Ich glaube nichts zu wagen, wenn ich mich einem Manne entdecke, wie Sie sind. — »Nein, mein Sohn!« — antwortete der Greis — »Sie haben nichts zu befürchten; man kann mir

alles vertrauen!« — Hierauf begann der junge Cavalier seine Erzählung wie folgt:

Zehntes Capitel.

Geschichte des Don Alfonso und der schönen Seraphine.

Ich werde Ihnen durchaus nichts verhehlen, frommer Vater, so wenig als diesem Cavalier da. Nach dem Edelmuthe, den er mir gezeigt hat, würde mein Mißtrauen ungerecht seyn. So hören Sie nun die Geschichte meiner Unglücksfälle an. Ein Officier von der Deutschen Garde, Nahmens von Steinbach, kam eines Abends nach Hause und sah unten an der Treppe ein Packet liegen, das in ein weißes Tuch geschlagen war. Er hub es auf und trug es zu seiner Gemahlinn. Hier fand sich denn ein neugebornes Knäbchen mit äußerst feiner Kinderwäsche darin. Ein beyliegender Zettel enthielt zugleich die Versicherung, daß seine Aeltern von Stande wären und sich zu seiner Zeit melden würden; übrigens sey es getauft und Alfonso benannt.

Dieses unglückliche Kind bin ich; das ist alles, was ich von meiner Herkunft weiß. Entweder war ich ein Opfer der Ehre oder der Treulosigkeit. In der That vermag ich nicht zu bestimmen, warum ich eigentlich ausgesetzt ward. Ob meine Mutter auf diese Art eine schändliche Liebschaft verbergen wollte? oder ob sie sich, von ihrem Verführer verlassen, aus Verzweiflung dazu gezwungen sah? — Wie dem aber auch gewesen seyn mag,

der Baron und seine Gemahlinn, die kinderlos waren, wurden gerührt, nahmen mich an und zogen mich, unter dem Nahmen Alfonso, auf. So wie ich nun älter wurde, faßten sie Zuneigung zu mir. Bald ward ich, bey meinem zuthunlichen, einschmeichelnden Wesen, mit Liebkosungen überhäuft. Endlich hatte ich das Glück, mir ihre Liebe zu erwerben als wär' ich ihr eigenes, leibliches Kind.

Sie gaben mir nun alle nur mögliche Lehrmeister und wendeten überhaupt auf meine Erziehung alle nur mögliche Sorgfalt. Weit entfernt die Entdeckung meiner Aeltern mit Ungeduld zu erwarten, wünschten sie vielmehr, so schien es wenigstens, gerade das Gegentheil. So wie ich nun aus dem Knabenalter herausgetreten war, brachte mich mein Pflegevater in den Spanischen Kriegsdienst. Er verschaffte mir nähmlich eine Fähndrichsstelle, equipirte mich auf's beste und flößte mir Liebe und Achtung für meinen Stand, so wie den Trieb zur Auszeichnung ein. Um mich noch mehr anzufeuern, stellte er mir vor, daß der Weg zur Ehre allen und jedem offen stände, und daß ich mir einen um so ruhmvolleren Nahmen erkämpfen könne, als dieser dann ganz mein eigenes Werk sey.

Zu gleicher Zeit erfuhr ich das Geheimniß meiner Geburt, das mir bisher verborgen geblieben war. Ich gestehe Ihnen, diese Entdeckung schmerzte mich außerordentlich. Hatte ich doch in der ganzen Stadt für seinen Sohn gegolten und selbst geglaubt, es wirklich zu seyn! Noch jetzt denke ich nicht ohne Beschämung daran zurück. Jemehr ich mich, nach meinen Gesinnungen, einer edlen Herkunft versichert halten kann, desto mehr erröthe ich, mich von mei-

nen Aeltern verlassen zu sehen. Ich dachte meinen ersten Feldzug in den Niederlanden zu machen, und ging also dahin ab. Da es aber bald darauf zum Frieden kam, und Spanien wenigstens keine öffentlichen Feinde mehr hatte, kehrte ich nach Madrid zurück und fand meine Pflegeältern so zärtlich als jemahls gegen mich gesinnt.

Ungefähr zwey Monathe darauf, trat eines Morgens ein kleiner Page zu mir herein und überbrachte mir ein Briefchen, das folgenden Inhalts war:

»Ich bin weder häßlich noch mißgestaltet. Gleichwohl sehen Sie mich häufig an meinen Fenstern, ohne daß mir ein zärtlicher Blick von Ihnen wird. Dies Betragen paßt schlecht für einen galanten Mann wie Sie Ihr Ansehen zeigt. Auch verdrießt es mich so, daß ich Sie wohl in mich verliebt machen möchte, um dafür gerächt zu seyn.«

Nachdem ich das Billet gelesen hatte, zweifelte ich keinen Augenblick, daß es nicht von einer gewissen jungen Witwe, Nahmens Leonora de Vasco, kam. Sie wohnte mir nähmlich gerade gegenüber und war als ein äußerst kokettes Dämchen bekannt.

Ich suchte nun vor allem den Pagen auszufragen; allein er that gewaltig geheimnißvoll. Als ich indessen mit einem Ducaten herausrückte, sagte er mir alles, was ich zu wissen begierig war. Er nahm sogar eine Antwort von mir mit, die dem Briefchen nicht unangemessen schien. Ich meldete nähmlich der Donna, daß ich mein Vergehen erkenne und daß sie bereits zur Hälfte gerächt sey. In der That, diese Art von Eroberung schmeichelte mich. Ich blieb

daher den ganzen Tag zu Hause und kam, um die Schöne zu beobachten, im eigentlichen Sinne nicht von den Fenstern hinweg. Sie ermangelte gleichfalls nicht, sich an den ihrigen zu zeigen, und so war die Sache mit einem Mahle im Gang. Ich liebäugelte hinüber, sie wieder herüber; man kennt ja dieses wechselnde Augenspiel.

Gleich am folgenden Morgen sandte sie mir also durch den Pagen ein zweytes Billet. —»Wenn Sie sich« — schrieb sie — »in der nächsten Nacht, zwischen eilf und zwölf Uhr, auf der Straße einfinden wollen, können wir uns an einem Fenster des untern Stockes sehen.« — Wiewohl ich nun für eine so lebhafte Dame eben nicht die allerstärkste Liebe fühlte, antwortete ich ihr dennoch in dem Tone der glühendsten Leidenschaft. Auch erwartete ich die Nacht mit gleicher Ungeduld. Als es nun stark auf eilf Uhr ging, nahm ich Mantel und Degen, um vorher noch ein wenig auf dem Prado zu spazieren, kam aber, wider alles Vermuthen, leider gar nicht dahin.

Plötzlich hielt nähmlich ein Reiter neben mir an, stieg eben so schnell von seinem schönen Pferde ab und hub, nicht ohne Ungestüm, folgendermaßen gegen mich an: — »Sennor, sind Sie nicht der junge Baron v. Steinbach?« — Als ich dies nun bejahte, fuhr er fort: — »Sie also wollen Donna Leonora diese Nacht an ihrem Fenster unterhalten, Don Alfonso? Ich habe ihre Briefe und Ihre Antworten gelesen; ihr Page hat sie mir gezeigt. So bin ich Ihnen von Ihrem Hause an auf dem Fuße nachgefolgt. Ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihr Nebenbuhler bin, und daß mich der Gedanke,

Ihnen Leonorens Herz streitig machen zu müssen, auf's äußerste empört.«

»Wir sind in einer abgelegenen Gasse« — schloß er seine Rede — »schlagen wir uns! Oder wollen Sie der Ihnen zugedachten Züchtigung entgehen, so entsagen Sie allem Umgang mit der Donna. Opfern Sie mir Ihre Hoffnungen auf, oder Sie sterben von meiner Hand!« — »Sie hätten mich darum ersuchen, nicht aber es so gebietherisch fordern sollen, Sennor« — erwiederte ich. »Auf Ihre Bitte hätte ich's Ihnen vielleicht bewilligt; auf Ihre Drohung schlag' ich's Ihnen auf das bestimmteste ab. — »Gut«, — sagte er und band sein Pferd an — »so schlagen wir uns denn! Einen Menschen wie Sie um etwas zu bitten, dazu läßt sich kein Mann von meinem Stande herab. Ich räche mich überdies auf eine viel zu ehrenvolle Art. Die meisten meines Gleichen würden ganz anders mit Ihnen umgehen.»

Ich gesteh' es, diese letzten Worte brachten mich bis zum äußersten auf. Da er nun zu gleicher Zeit seinen Degen zog, that ich dasselbe, und das Gefecht begann. Wir führten es beyde mit solcher Heftigkeit, daß es in kurzem geendigt war. Geschah es nun aus übermäßiger Hitze von seiner Seite, oder war es Folge meiner Geschicklichkeit, genug er bekam einen tödtlichen Stich durch die Brust, wankte noch ein paar Secunden hin und her und sank dann um und verschied. Jetzt dachte ich nun blos an meine Flucht, bestieg also sein eigenes Pferd und schlug den Weg nach Toledo ein. Zu meinem Pflegevater zurückzukehren, hatte ich nahmlich nicht das Herz; mein Abenteuer hätte ihn zu tief betrübt, ich sah das nur zu gut voraus. Ueberdies war meine Lage

so gefährlich, daß die schleunigste Entfernung von Madrid das Beste für mich schien.

Unter diesen traurigen Betrachtungen setzte ich nun meine Reise den übrigen Theil der Nacht, so wie den ganzen folgenden Vormittag fort. Endlich aber gegen zwölf Uhr mußte ich mein Pferd ausruhen lassen, um so mehr, da die Hitze für mich selbst unerträglich ward. Ich blieb also in einem Dorfe bis nach Sonnenuntergang, worauf ich in einem Ritte Toledo zu erreichen beschloß. Schon war es Mitternacht, und ich zwey Leguas über Illescas hinaus, als ein schweres Gewitter, wie das heutige, mich mitten im freyen Felde überfiel. Ich ritt also auf eine nahe Gartenmauer zu, an deren Ende sich ein kleines oben mit einem Balcon versehenes Sommerhaus befand.

Ich hatte mich, in Ermanglung eines besseren Zufluchtsortes, mit meinem Pferde, so gut es geben wollte, gegen die Thür gestellt. Indem dies dagegen drückte, zeigte sich, daß dieselbe offen war, was ich der Nachlässigkeit der Dienerschaft zuschrieb. Ich stieg also ab, trat ohne weiteres ein und zog mein Pferd mit dem Zaume nach. Dies geschah nicht sowohl aus Neugierde, als weil mir der Regen, trotz dem Balcone, gar sehr beschwerlich fiel. Während nun das Gewitter ununterbrochen anhielt, bemühte ich mich auf's beste auszumachen, wo ich denn eigentlich hingerathen war.

Nun konnte ich freylich nur bey dem Leuchten der Blitze um mich sehen. Indessen ward ich dennoch am Ende des Gartens ein Haus gewahr, das auf einen vornehmen Besitzer schließen ließ. Ich wollte nun hier abwarten, bis das Wetter vorüber seyn

würde, erblickte aber in der Entfernung ein starkes Licht und beschloß also darauf zuzugehen. In dieser Absicht verriegelte ich die äußere Thür des kleinen Saales, ließ mein Pferd darin und machte mich auf den Weg. Ich glaubte nähmlich, daß die Leute in jenem Hause noch auf seyn würden, so daß sich leicht ein Nachtlager daselbst finden ließ.

Nachdem ich auf diese Art durch einige Alleen gekommen war, stand ich vor einem großen Saale, dessen Thür ebenfalls nicht verschlossen war. Ich ging also hinein, fand, daß das starke Licht von einem krystallenen Kronleuchter herkam, auf dem mehrere Wachskerzen brannten, übersah dabey die ganze Pracht des schönen großen Baues und schloß aus allem, daß dies das Eigenthum eines sehr vornehmen Mannes sey. Der Fußboden war von Marmor, das Lambris äußerst zierlich und reich vergoldet, der Karnies vortrefflich gearbeitet und der Plafond mit den schönsten Gemählden verziert.

Was aber meine Blicke besonders auf sich zog, das waren zwey fast unübersehbare Reihen alabasterner Brustbilder, die auf Fußgestellen von gesprenkeltem Marmor ruhten und große Spanische Helden vorstellten, so daß der ganze Saal damit eingefaßt war. Ich konnte dies alles mit voller Muße betrachten: denn wie aufmerksam ich auch von Zeit zu Zeit horchen mochte, ich vernahm nicht das mindeste Geräusch; auch ließ sich keine lebendige Seele sehen. Auf der einen Seite des Saales befand sich eine Thür, die nur angelehnt war. Ich machte sie ein wenig auf und sah eine Reihe von Zimmern vor mir, von denen nur das letzte erleuchtet schien.

»Was soll ich thun?« — sagte ich jetzt bey mir selbst. — »Soll ich umkehren, oder soll ich's wagen bis in's letzte Zimmer zu gehen?« — Das erste schien mir allerdings das Klügste, allein meine Neugierde oder vielmehr mein Unstern riß mich fort. Ich ging also weiter und durch alle Gemächer hindurch, bis ich in das letzte kam, wo sich das Licht befand. Ein großer goldener Leuchter mit einer hohen Wachskerze, der auf einem Marmortische stand, war hier das Erste, was mir in die Augen fiel. Dann bemerkte ich eben so geschmackvolle als reiche Meubles aller Art. Endlich ward ich ein prächtiges Bett mit halbgeöffneten Vorhängen — Folge der Hitze — gewahr, und erblickte auf demselben einen Gegenstand, der meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Es war dies eine junge Dame, die trotz dem Gewitter im tiefsten Schlafe lag. Ich trat ihr leise näher und sah die vollendeteste Schönheit, die mir vorgekommen ist. Meine Sinne verwirrten sich bey diesem Anblick. Ich war entzückt, bezaubert und von tausend Gefühlen bestürmt. Dennoch drängte ich alle unedlen Wünsche zurück; die Sinnlichkeit ward durch die Ehrfurcht besiegt. Während ich mich nun in ihrem Anblick berauschte, erwachte sie. Doch wer mahlt ihr Erstaunen, als sie einen ihr ganz fremden Mann, mitten in der Nacht in ihrem Zimmer sah? Sie fuhr daher bey meinem Anblick zusammen und that einen lauten Schrey.

Ich both mein Möglichstes auf, sie zu beruhigen, beugte ein Knie zur Erde und sprach: »Sennora, fürchten Sie nichts! Ich komme in keiner verbrecherischen Absicht.« — Ich wollte fortfahren; allein

vor Angst und Schrecken hörte sie mich nicht. Dagegen rief sie verschiedenemahl nach ihren Frauen, ohne daß jedoch eine derselben zum Vorschein kam. Plötzlich warf sie daher einen leichten Nachtmantel um, der unten auf dem Bette lag, sprang aus diesem heraus und eilte nun, unter beständigem Rufen, theils nach jenen, theils nach einer jüngern Schwester, in die übrigen Zimmer, durch die ich gekommen war. Ich machte mich jetzt auf die Ankunft der ganzen Dienerschaft gefaßt, und erwartete natürlich einen sehr unangenehmen Empfang.

Zum Glück für mich indessen kam ihres widerhohlten Rufens ungeachtet niemand als ein alter Bedienter herbey. Dieser würde nun freylich sehr wenig Hülfe geleistet haben, hätte ich wirklich etwas Böses im Sinne gehabt. Dennoch ward sie durch seine Gegenwart ein wenig beherzter und fragte mich mit ziemlichem Stolze: wer ich sey und wie und warum ich so kühn gewesen wäre, in ihr Haus einzudringen und zwar überdies um Mitternacht? Ich begann also meine Rechtfertigung. Allein kaum hatte ich der offen gefundenen Thüre am Sommerhause erwähnt, so rief sie aus: »Gerechter Gott! Welcher plötzliche Verdacht steigt mir auf!«

Mit diesen Worten ergriff sie die Kerze und leuchtete in allen Gemächern umher. Allein sie fand weder ihre Kammerfrauen noch ihre Schwester daselbst; ja sie bemerkte sogar, daß alle ihre Sachen verschwunden waren, und ward dadurch in ihrem Verdachte nur um so mehr bestärkt. In heftiger Bewegung kam sie daher zurück, trat auf mich zu und sprach: »Bösewicht! füge zu Deiner Verrä-

therey nicht auch noch die Verstellung hinzu! Du bist nicht blos durch Zufall hier; Du gehörst zu dem Haufen von Leyva! Du hast Theil an seinem Verbrechen gehabt. Doch glaube nicht, daß Du mir entrinnen wirst! Um Dich festhalten zu lassen, hab' ich noch immer Leute genug.«

»Sennora!« — erwiederte ich — »verwechseln Sie mich nicht mit Ihren Feinden; ich kenne diesen Lyva nicht im mindesten, ja ich weiß nicht einmahl, wer Sie selbst sind. Ich bin ein Unglücklicher, der die Hauptstadt einer Ehrensache wegen zu meiden gezwungen war. Ich schwöre Ihnen bey allem, was heilig ist, wäre ich nicht von dem Gewitter überfallen worden, Sie würden mich nicht hier sehen. Beurtheilen Sie mich also minder ungünstig, Sennora! Anstatt mich für einen Mitschuldigen dieses Verbrechens zu halten, glauben Sie vielmehr, daß ich Sie zu rächen bereit bin!«

Diese Worte und der Ton, womit ich dieselben sprach, besänftigten die Dame, die mich nun nicht mehr für ihren Feind anzusehen schien. Vom Zorne indessen ging sie zum Schmerze über und fing bitterlich zu weinen an. Ihre Thränen rührten mich tief; ja, meine Betrübniß war fast so groß wie die ihrige, wiewohl mir die Ursache derselben noch unbekannt war. Indessen begnügte ich mich keineswegs blos mit ihr zu weinen, nein, ich gerieht vor Wuth und Rache ganz außer mich. — »Sennora!« — rief ich — »vertrauen Sie mir Ihr Geheimniß! Nennen Sie mir die schmähliche Beleidigung, die man sich gegen Sie erlaubt hat! Sprechen Sie, Ihre Rache soll die meinige seyn!«

»Soll ich Leyva aufsuchen?« — fuhr ich fort — »um ihm das Herz zu durchbohren? — Soll ich alle aufopfern, die Ihnen gehässig sind? — Nennen Sie mir dieselben! — Sprechen und befehlen Sie, Sennora! Welche Gefahren, welche Unglücksfälle damit verbunden seyn mögen: dieser Unbekannte, den Sie für einen Mitschuldigen hielten, wird allen zu trotzen wissen und um Ihretwillen auch das Aergste bestehen!« — Ich sagte dies alles mit solchem Feuer, daß die Dame darüber erstaunte und ihre Thränen zu trocknen begann. — »Ach, Sennor!« — hub sie an — »verzeihen Sie mir diesen Verdacht, um der Lage willen, in der Sie mich sehen. Diese edelmüthigen Empfindungen überzeugen mich von meinem Irrthum. So darf ich mich nicht mehr schämen, daß ein Fremder von der meiner Familie angethanen Beschimpfung Zeuge gewesen ist.«

»Ja, edler Unbekannter,« — fuhr sie fort — »ich beurtheilte Sie unrecht; ich sehe es ein und nehme Ihren Beystand an. Doch Leyva's Tod verlange ich nicht.« — »Nun, Sennora!« — erwiederte ich — »so sprechen Sie, was erwarten Sie sonst von mir?« — »Sennor!« — war ihre Antwort — »Sie sollen sogleich hören, wie sich die Sache verhält. Don Ferdinand de Leyva liebt meine Schwester Julie. Er sah sie zufällig zu Toledo, was unser gewöhnlicher Aufenthalt ist. Vor ungefähr drey Monathen bath er also meinen Vater, den Grafen von Polan, um ihre Hand. Allein dieser verweigerte seine Einwilligung und zwar wegen einer alten Feindschaft, die zwischen unsern Häusern besteht.«

»Meine Schwester ist noch nicht einmahl fünfzehn Jahre alt. Sie wird schwach genug gewesen seyn, den bösen Rathschlägen meiner Kammerfrauen zu folgen, die Don Fernando ohne Zweifel gewonnen hat. Da er nun erfuhr, daß wir ganz allein in diesem Landhause waren, benutzte er dies und entführte Julien ohne Schwierigkeit. Nun liegt mir aber alles daran, zu wissen, wo er sie hingebracht hat, damit mein Vater, der seit zwey Monathen mit meinem Bruder zu Madrid ist, seine Maßregeln darnach nehmen kann. Also ich beschwöre Sie darum, durchstreifen Sie die Gegend von Toledo und stellen Sie die genauesten Nachforschungen an. Möchten Sie es seyn, dem unsere Familie den Erfolg davon verdanken wird!«

Die Dame wußte freylich nicht, welchen Auftrag sie mir gab, und daß dieser für einen Mann, der die Provinz nicht schnell genug verlassen konnte, kaum passend war. Allein wie hätte sie das bedenken mögen, da ich, der seine Lage beurtheilen konnte, es selbst nicht that? Ich fühlte mich zu glücklich, dem liebenswürdigsten Wesen auf der Erde nothwendig zu seyn; ich nahm also diesen Auftrag mit Entzücken an und versprach denselben mit allem dem Eifer und aller der Schnelligkeit auszurichten, die nach den Umständen nur immer möglich war. In der That wartete ich auch nicht einmahl bis der Tag anbrach. Im Gegentheil verabschiedete ich mich auf der Stelle von Seraphinen: denn so hieß die Dame, bath sie, mir den verursachten Schreck zu verzeihen, und versprach ihr baldigste Nachrichten von mir

So verließ ich denn Haus und Garten auf dem-

selben Wege, auf dem ich hinein gekommen war. Alle meine Gedanken blieben indessen bey der Schönsten der Schönen zurück: denn mein Herz war verloren, ich mußte mir's selbst gestehen. Ich merkte dies noch mehr an dem überschwenglichen Eifer, womit ich mich zum fahrenden Ritter für sie hergab, so wie an den phantastischen Träumen von dem dafür zu erhaltenden Minnesold. Ich bildete mir ein, daß Seraphine, trotz ihrem Schmerze, meine aufkeimende Neigung bemerkt hatte, und nicht ganz unempfindlich dagegen war. »Ja,« — dachte ich bey mir selbst — »wenn ich ihr gewisse Nachrichten von ihrer Schwester überbringe, und wenn der Ausgang ihren Wünschen entspricht, so wird die ganze Ehre davon allein auf meiner Seite seyn.«

Bey diesen Worten unterbrach Don Alfonso seine Erzählung und sprach zu dem alten Einsiedler: »Verzeiht, ehrwürdiger Vater, wenn ich zu voll von meiner Leidenschaft bin und mich daher über Umstände verbreite, die Euch vielleicht nur Langeweile machen.« — »Nein, lieber Sohn,« — antwortete der Greis — »das thut Eure Geschichte wirklich nicht. Es ist mir sogar lieb, den Grad Eurer Leidenschaft beurtheilen zu können, damit ich meine Rathschläge darnach einrichten kann.« — Hierauf fuhr denn der junge Caballero folgendermaßen fort:

Den Kopf mit diesen reizenden Bildern angefüllt, suchte ich nun den Entführer zwey volle Tage auf. Allein so viele Mühe ich mir auch geben mochte, es war unmöglich, ich entdeckte nicht die mindeste Spur von ihm. Ueber diesen gänzlich mißlungenen Versuch auf's äußerste betreten, kehrte ich zu Se-

raphinen zurück, die, wie ich glaubte, in großer Unruhe war. Allein ich hatte mich geirrt und fand gerade das Gegentheil. Sie war, wie sie mir sagte, weit glücklicher in ihren Bemühungen gewesen als ich, und wußte, wie es mit ihrer Schwester stand. Sie hatte nähmlich einen Brief von Don Fernando erhalten, des Inhalts, daß er mit Julien heimlich getraut und diese von ihm einstweilen in ein Kloster zu Toledo gebracht worden sey.

»Ich habe diesen Brief meinem Vater geschickt,« — fuhr sie fort. — »Ich hoffe, daß die Sache in der Güte ausgehen und eine förmliche Heirath dem alten Hasse der beyden Häuser ein Ende machen wird.« — Nachdem mir Seraphine dies erzählt hatte, ging sie zu dem über, was mich selbst betraf. So sprach sie von den Beschwerden, die sie mir verursacht, und von der Gefahr, der sie mich ausgesetzt hätte, ohne an die Ehrensache zu denken, wegen der ich zur Flucht genöthigt sey. Sie fügte deshalb die größten Entschuldigungen hinzu. Da ich ermüdet war, führte sie mich in den Saal, und wir nahmen neben einander Platz. Sie trug ein Negligé von weißem, schwarzgestreiftem Taffet, einen kleinen Hut von gleichem Stoffe und mit schwarzen Federn geziert. Dies ließ mich vermuthen, daß sie Witwe sey. Indessen kam sie mir auf der andern Seite wieder so jung vor, daß ich darüber in Ungewißheit blieb.

Wenn mir daran lag von ihr etwas Näheres zu erfahren, so ging es ihr in Ansehung meiner eben so. Sie bath mich um meinen Nahmen: denn mein Ansehen und meine edelmüthige Theilnahme ließen ihr, wie sie sagte, ganz und gar keinen Zwei-

fel, daß ich von einer sehr guten Familie sey. Hierauf zu antworten, setzte mich in keine geringe Verlegenheit. Fast verrieth mein Erröthen meine Verwirrung. Da ich mich indessen mehr vor der Wahrheit als vor der Lüge schämte, so nannte ich mich Baron von Steinbach. — »Nun so sagen Sie mir auch,« — fiel die Dame ein — »warum verließen Sie eigentlich die Hauptstadt?«

»Ich biethe Ihnen im voraus« — fuhr sie fort — »den ganzen Einfluß meines Vaters, so wie meines Bruders Don Gaspardo an. Das ist der geringste Beweis von Dankbarkeit, den ich einem Manne geben kann, der, um meinetwillen sogar sein Leben auf's Spiel gesetzt hat.« — So sprach sie und ich erzählte ihr ohne Bedenken den ganzen Vorfall mit der größten Umständlichkeit. Sie gab dem Gebliebenen Unrecht und sicherte mir wiederhohlt die ganze Verwendung ihrer Familie zu. Als ich nun ihre Neugierde befriedigt hatte, bath ich sie um dieselbe Gefälligkeit und fragte, ob sie verheirathet sey?

»Ich ward es vor drey Jahren« — war ihre Antwort, — »und zwar mit Don Diego de Lara, dessen Witwe ich seit fünf Vierteljahren bin.« — »Aber, Sennora!« — fiel ich ein — »durch welchen Unglücksfall verloren Sie Ihren Gemahl sobald?« — »Das sollen Sie hören, Sennor, — ich entspreche Ihrem Vertrauen. Don Diego war ein sehr wohlgebildeter junger Mann. Er hatte die heftigste Leidenschaft für mich gefaßt, er both alles auf, wodurch nur der zärtlichste und feurigste Anbether seine Geliebte rühren kann; er besaß über-

dies eine Menge sehr vorzüglicher Eigenschaften; gleichwohl fühlte ich nicht die mindeste Neigung für ihn.«

»Die eifrigsten Bewerbungen, die anerkanntesten Verdienste« — fuhr sie fort — »erzeugen nicht immer Liebe in unserer Brust. Ach, dafür nimmt uns ein Unbekannter häufig beym ersten Blicke ein! Diego blieb mir also völlig gleichgültig. Die Beweise seiner Zärtlichkeit hatten keinen Reiz für mich; sie setzten mich nur in Verlegenheit; um so mehr, da ich sie gegen meine Neigung zu erwiedern gezwungen war. Wenn ich mich also in geheim der Undankbarkeit anklagte, fand ich mich auf der andern Seite auch höchst bemitleidenswerth. Zu seinem und meinem Unglücke hatte er noch überdies ein äußerst reizbares Zartgefühl. So errieth er aus dem, was ich that oder sagte, meine geheimsten Gesinnungen, und so entdeckte er alles, was ich im Innersten meines Herzen verborgen hielt.«

»Unaufhörlich klagte er daher über meine Gleichgültigkeit und fühlte sich durch dieselbe um so unglücklicher, da er wohl wußte, daß kein Nebenbuhler die Ursache davon war. Ich war nähmlich kaum sechszehn Jahre alt und hatte noch nie die mindeste Neigung für einen Mann gefühlt. Noch ehe er mir seine Hand anboth, hatte er sich hiervon durch meine Kammerfrauen überzeugt, die er in sein Interesse zu ziehen verstand. — »»Ja, Seraphine!«« — sagte er häufig zu mir — »»ich wollte, Du liebtest einen andern und dies wäre die einzige Ursache Deiner Unempfindlichkeit. Wir überwänden dann diese eigensinnige Laune; Du durch Deine Jugend und ich durch Gefälligkeiten aller Art. Doch ich

muß verzweifeln, ein Herz zu rühren, das gegen eine solche Liebe wie die meinige, gleichgültig geblieben ist.««

»Ich ward es endlich müde, immer dieselben Klagen zu hören und sagte ihm, daß hier Geduld und Zeit das Beste, dieses ewige Quälen aber das Widrigste und Unnützeste sey. In der That hätte es Diego so machen sollen: denn in meinem Alter hatte ich für alle jene Feinheiten seiner Leidenschaft und seines Zartgefühls durchaus noch keinen Sinn. Allein da er nach Verlauf eines Jahres nicht weiter gekommen war, als an dem ersten Tage, verlor er die Geduld oder vielmehr den Verstand. Er schützte also eine wichtige Angelegenheit bey Hofe vor, reiste aber eigentlich zur Armee in den Niederlanden ab. Hier nahm er Dienste als Volontair, suchte alle Gefahren auf und fand so in kurzem das Ende seiner Leiden, nähmlich den Tod.«

Als die Donna diese Erzählung geendigt hatte, sprachen wir noch eine Weile von dem sonderbaren Charakter ihres Gemahles. Plötzlich aber wurden wir durch die Ankunft eines Expressen unterbrochen, der ihr einen Brief von ihrem Vater, dem Grafen von Polan, übergab. Sie bath mich um Erlaubniß, denselben lesen zu dürfen, und erblaßte, wie ich nur zu gut bemerkte, heftig erschüttert im ersten Augenblick. Als sie zu Ende war, hob sie die Augen gen Himmel, seufzte tief und schmerzlich und brach in Thränen aus. Ich ward bey diesem Anblick unruhig und verwirrt, eine schreckliche Ahnung bemächtigte sich meiner, und gleich der Kälte des Todes durchfuhr es mich.

»Sennora,« — sagte ich mit fast erloschener

Stimme — »darf ich wohl wissen, welche Schreckensnachricht dieser Brief enthalt?« — »Da lesen Sie selbst, was mir mein Vater schreibt,« — antwortete sie traurig, — »es geht Sie selbst nur zu sehr an.« — Bey diesen Worten schauderte ich zusammen, ergriff das Schreiben am ganzen Körper zitternd und las wie folgt:

»Liebe Seraphine! Dein Bruder Gaspardo schlug sich gestern im Prado. Er erhielt einen Stich, woran er heute gestorben ist. Im Augenblicke seines Verscheidens erklärte er, daß sein Mörder der Sohn des Baron von Steinbach in der Deutschen Garde sey. Zum Uebermaß des Unglücks ist der Mörder gleich darauf entflohen. Wo er sich aber auch befinden mag, ich werde alles zu seiner Entdeckung aufbiethen. Ich schreibe so eben an einige Gouverneurs: sie werden ihn festnehmen lassen, sobald er eine Stadt ihrer Provinzen betritt. Durch andere Briefe werde ich ihm ebenfalls überall den Weg abschneiden lassen. — Der Graf von Polan.«

Man denke sich, wie mir bey der Lesung dieses Briefes zu Muthe ward. Ich stand einige Augenblicke wie vernichtet und die Sprache versagte mir. Mein erster Gedanke war die schreckliche Wirkung dieses Mordes auf mein beginnendes Verhältniß. So ergriff mich denn auf einmahl die Verzweiflung. Ich warf mich daher Seraphinen zu Füßen, überreichte ihr meinen bloßen Degen und sprach: »Sennora! ersparen Sie dem Grafen von Polan die Mühe einen Mann zu verfolgen, der seinen Streichen vielleicht entrinnen kann. Rächen Sie Ihren Bruder selbst! Opfern Sie ihm mit eigener Hand

seinen Mörder auf! Mag derselbe Stahl, der ihm das Leben nahm, auch für seinen unglücklichen Gegner tödtlich seyn!«

»Sennor!« — erwiederte Seraphine mit einiger Bewegung — »ich liebte Don Gaspardo! Es ist wahr, Sie haben ihn ritterlich getödtet und er fand den Tod durch seine eigene Schuld. Aber das Rachegefühl meines Vaters ist auch das meinige; davon halten Sie sich fest überzeugt! Ja, Don Alfonso, ich bin Ihre Feindinn. Was Schwesterliebe und Freundschaft nur von mir fordern mögen, ich werde es zu Ihrem Nachtheil thun. Allein Ihr unglückliches Schicksal zu benutzen, dies vermag ich nicht über mich; vergebens hat es Sie meiner Rache entgegengeführt. Wenn die Ehre mich gegen Sie bewaffnet, so verbiethet sie mir auch jede feige That. Die Rechte der Gastfreundschaft sind unverletzlich; ein Meuchelmord soll nicht der Lohn des mir geleisteten Dienstes seyn. Fliehen Sie! Entrinnen Sie, wenn Sie können, unsern Verfolgungen und dem Arm der Gerechtigkeit, um den Gefahren zu entgehen, die Ihr Leben bedrohen!«

»Wie, Sennora?« — antwortete ich — »Sie können sich selbst rächen und Sie verlassen sich auf Gesetze, deren Wirkung so ungewiß und vielleicht Ihren Gefühlen nichts weniger als entsprechend ist? Ach, durchbohren Sie einen Verbrecher, der keine Schonung verdient! Nein, Sennora, ich bin Ihrer so edlen und so großmüthigen Behandlung durchaus nicht werth. Wissen Sie, wer ich bin? Die ganze Hauptstadt hält mich für den Sohn des Barons von Steinbach. Allein ich bin blos ein Unglücklicher,

den er aus Mitleid aufgezogen hat; ich weiß nicht einmahl, wer meine Aeltern sind.«

»Gleichviel!« — unterbrach mich Seraphine mit Lebhaftigkeit, als hätten ihr diese letzten Worte neuen Schmerz verursacht. — »Und wenn Sie der niedrigste aller Menschen wären, ich würde thun, was mir die Ehre gebeuth.« — »Wohlan, Sennora!« — fuhr ich fort — »wenn selbst der Mord eines Bruders Ihren Arm nicht zu bewaffnen vermag, so empfangen Sie hiermit das Geständniß eines neuen Verbrechens, das Ihren Haß auf's äußerste steigern und mir keine Entschuldigung übrig lassen wird. Ich bethe Sie an, ich konnte Sie nicht sehen, ohne von Ihren Reizen entzückt zu werden, und trotz meiner unwürdigen Herkunft nährte ich die Hoffnung, einst der Ihrige zu seyn.«

»Ja, Sennora!« — fuhr ich fort — »ich war leidenschaftlich, nein, ich war vielmehr eitel genug, um an eine Möglichkeit zu glauben, die die Zukunft verbarg. Ich schmeichelte mir nähmlich, daß mir der Himmel einst meine Herkunft entdecken würde, wie er sie mir bis jetzt in seiner Gnade verborgen hat. Dann hoffte ich Ihnen meinen Nahmen ohne Erröthen sagen zu können — dann hoffte ich, Sennora — nun, stehen Sie nach diesem so beleidigenden Geständnisse noch länger mit Ihrer Rache an?« — »Dieser verwegene Gedanke« — erwiederte Donna Seraphine — »würde zu jeder andern Zeit meinen Zorn entflammen; allein bey Ihrer Geistesverwirrung mag er Ihnen verziehen seyn.«

»Uebrigens« — fuhr sie fort — »wende ich in meiner eigenen Lage auf alles, was Sie etwa sagen mögen, nur wenig oder gar keine Aufmerksam-

keit. — Doch noch einmahl, Don Alfonso,« — endigte sie und ließ einige Thränen fallen — »eilen Sie ein Haus zu verlassen, das Sie mit Trauer erfüllen; jeder Augenblick, den Sie länger bleiben, vermehrt meinen Schmerz!« — »Ich widerstehe nicht länger, Sennora!« — rief ich aus, indem ich mich erhob — »ich verlasse Sie. Allein glauben Sie nicht, daß ein Leben, das Ihnen verhaßt ist, Werth für mich hat und daß ich einen sichern Zufluchtsort aufzusuchen Willens bin.«

»Nein,« — fuhr ich fort — »nein, Sennora! Ich weihe mich Ihrem Rachegefühl! Mit Ungeduld werde ich zu Toledo das Schicksal erwarten, das mir von Ihnen bestimmt ist. Ich werde Ihren Verfolgungen entgegenkommen und so das Ende meines Unglücks selbst beschleunigen, der einzige Wunsch, der mir noch übrig bleibt.« — Mit diesen Worten verabschiedete ich mich, bestieg mein Pferd und ritt nach Toledo. Hier blieb ich eine volle Woche, ohne mich so wenig zu verbergen, daß es mir unbegreiflich ist, wie ich nicht verhaftet ward. Ich kann nähmlich unmöglich glauben, daß der Graf von Polan, der überall seine Auflauerer hatte, nicht an Toledo gedacht haben soll.

Endlich verließ ich gestern diese Stadt, wo mir meine Freyheit gleichsam zuwider war, schlug den ersten besten Weg ein und gelangte so zu dieser Einsiedeley, wie ein Mensch, der nichts zu fürchten hat. Das ist nun meine Geschichte, ehrwürdiger Vater, das ist es, was mir auf dem Herzen liegt. Ich bitte Sie also, mir mit Ihrem Rathe beyzustehen.

Eilftes Capitel.

Wer der alte Einsiedler eigentlich war, und wie Gil Blas inne ward, daß er sich unter alten Bekannten befand.

Nachdem Don Alfonso auf diese Art seine traurige Geschichte geendigt hatte, hub der alte Einsiedler folgendermaßen an: »Mein Sohn, es war höchst unklug von Dir gehandelt, daß Du so lange zu Toledo bliebst. Ich sehe Deine Geschichte mit ganz anderen Augen an als Du; Deine Liebe zu Seraphinen kommt mir als eine bloße Narrheit vor. Du mußt diese junge Dame vergessen: sie kann nie die Deinige seyn. Gib den Hindernissen, die zwischen Euch liegen, freywillig nach und überlaß Dich Deinem Sterne, der Dich allem Anscheine nach noch einer Menge Abenteuer entgegen führen wird. Du wirst schon wieder eine Schöne finden, die Dir nicht weniger gefällt, und deren Bruder nicht von Deiner Hand gefallen ist.«

Er schien auf diese Art noch lange fortfahren zu wollen, um den jungen Cavalier zur Geduld zu vermahnen, als ein zweyter Einsiedler mit einem wohlgefüllten Schnappsacke eintrat. Er kam von Cuenca, wo er reichliche Gaben eingesammelt hatte, war jünger als sein Gefährte und zeichnete sich durch einen rothen, eben so dicken als langen Bart aus. — »Herzlich willkommen, Bruder Antonio,« — rief ihm der Greis entgegen — »was bringst Du neues aus Cuenca mit?« — »Nicht viel Gutes!« —

antwortete der Rothbart, und gab ihm wie eine Art Brief in die Hand — »da lies nur selbst.«

Der Alte erbrach das Schreiben und las es mit aller der Aufmerksamkeit, die es zu verdienen schien. — »Nun Gott Lob!« — rief er aus — »sie riechen Lunte, wir wissen, woran wir sind! — Gerade heraus, Don Alfonso!« — fuhr er fort — »auch ich bin, wie Sie, den Launen des Schicksals ausgesetzt. Eben wird mir von Cuenca, eine Stunde von hier, geschrieben, daß ich bey den Gerichten angeschwärzt worden bin, und daß alle Helfershelfer derselben für morgen zu meiner Verhaftung in dieser Einsiedeley aufgebothen worden sind. Allein sie sollen den Fuchs wahrhaftig nicht in seinem Baue finden; ich stehe ihnen dafür. Nein, wahrlich nicht! Ich habe schon mehreremahl in solchen Fällen gesteckt und immer zog ich mich, Gott sey Dank, als genialischer Mann heraus. Ich will mich verwandeln: denn wie Sie mich hier sehen, bin ich weder ein Einsiedler, noch ein siebenzigjähriger Greis.«

Bey diesen Worten warf er seine lange weite Kutte ab und stand in einem Ritterwammse von schwarzer Serge, mit aufgeschlitzten Aermeln da. Dann nahm er seine Mütze ab, löste den Faden, woran sein falscher Bart befestigt war, und erschien nun auf einmahl wie ein acht und zwanzig- bis dreyßigjähriger junger Mann. Auch Bruder Antonio zog ebenfalls sein Eremitengewand aus, machte auf gleiche Art seinen rothen Bart los, nahm aus einem alten, halbverfaulten hölzernen Kasten einen abgetragenen zerlöcherten Priesterrock heraus und bekleidete sich damit. Allein wie groß

war mein Erstaunen, als ich in dem alten Einsiedler den saubern Don Raphael, und in dem Bruder Antonio meinen lieben, treuen Bedienten Ambrosio wieder fand! *)

»Nun, so wahr mir Gott hilft!« — rief ich aus — »ich sehe, daß ich unter alten Bekannten bin!« — »Das meyne ich, Sennor Don Gil Blas,« — antwortete Don Raphael lachend. — »Sie finden zwey von Ihren Freunden wieder, während Sie sich dessen am wenigsten versahen. Ich gestehe, Sie haben sich ein wenig über uns zu beklagen, aber vergessen wir das Geschehene und danken wir dem Himmel, der uns wieder zusammenbringt. Ambrosio und ich, wir biethen Ihnen unsere Dienste an. Sie sind nicht zu verachten, verlassen Sie sich darauf. Wir sind keine Bösewichter, wir fallen niemanden an, wir bringen niemanden um. Wir suchen blos auf fremde Kosten zu leben; das ist mit einem Worte alles, was wir thun.«

»Stehlen mag Sünde seyn,« — fuhr er fort — »aber die Noth macht alles zum Recht! Werden Sie einer der Unsrigen! Es ist ein irrendes, aber angenehmes Leben, sobald man nur mit Klugheit zu Werke geht. Freylich läuft es desungeachtet dann und wann nicht ohne Verdrießlichkeiten ab, wie denn nun einmahl die Dinge verkettet sind. Allein wir nehmen uns nichts an, und geht's dann besser, so sind wir wieder oben drauf. Mögen sich die Zeiten ändern, mag uns das Unglück verfolgen, wir sind daran gewöhnt und achten nicht darauf! — Und Ihnen Sennor Caballero« —

*) S. I. Buch, 15. u. 16. Capitel.

wendete er sich zu Don Alfonso — »machen wir denselben Vorschlag!«

»Sie scheinen sich in einer Lage zu befinden« — fuhr er fort — »in der Sie ihn nicht zurückweisen müssen, Sennor. Ich meyne, daß es außer Ihrer Ehrensache auch nicht zum besten mit Ihrer Casse steht?« — »Nein, in der That nicht!« — antwortete Don Alfonso — »Und dies vermehrt meinen Kummer; ich gestehe es.« — »Nun so bleiben Sie bey uns!« — fuhr Don Raphael fort — »Sie können in der That nicht besser aufgehoben seyn! Sie finden Ihren reichlichen Unterhalt und überdies die vollkommenste Sicherheit. Ihre Feinde sollen Ihnen nichts anhaben, verlassen Sie sich auf uns! Wir haben das ganze Land durchzogen, wir kennen beynahe jede Handbreit Boden darin; so alle Wälder und alle Berge, kurz alle Schlupfwinkel, wo man vor den Brutalitäten der Justiz vollkommen gesichert ist.«

Don Alfonso dankte den beyden wackern Rittern für ihr freundliches Anerbiethen und machte, da er von Geld und allen Hülfsmitteln entblößt war, Gebrauch davon. Ich that dasselbe, weil ich mich von dem jungen Manne, für den ich eine lebhafte Zuneigung zu fassen anfing, nicht zu trennen im Stande war. So beschlossen wir also mit einander aufzubrechen und von nun an immer beysammen zu seyn. Hierauf entstand die Frage, ob es sogleich fortgehen, oder ob erst noch einem Schlauche mit vortrefflichem Wein zugesprochen werden sollte, der sich unter den von Bruder Antonio mitgebrachten Vorräthen befand. Allein Raphael, als der Erfahrenste, rieth zum schleunigsten Aufbruche. »Die

Sorge für unsere Sicherheit,« — sagte er — »ist allem anderen vorzuziehen.«

Seine Meinung war daher, die ganze Nacht zu marschiren, um einen äußerst dicken Wald zu erreichen, der zwischen Villardesa und Almodabar lag. Hier sollte dann, da wir nichts zu befürchten hatten, Halt gemacht werden, um den Tag über auszuruhen. Wir stimmten ihm bey, und so hieß es: aufgepackt! In aller Eile schnürten nun die beyden Exeinsiedler alle ihre Sachen und Vorräthe zusammen, machten zwey Ballen daraus und beluden Alfonso's Pferd damit. Als nun alles fertig war, brachen wir auf und ließen der Justiz, außer dem Nachsehen, noch die zwey Kutten, Bärte und Strohsäcke, nebst dem steinernen Tische, zwey alten lahmen Stühlen, einer wurmstichigen Kiste und dem Bilde des heiligen Pocomus zurück.

Wir marschirten die ganze Nacht hindurch und fingen an, uns ziemlich ermüdet zu fühlen, als wir mit Anbruch des Tages den ersehnten Wald vor uns sahen. Wie der Anblick des Hafens ermatteten Seefahrern neuen Muth verleiht, so war dies auch bey uns der Fall. Wir erreichten demnach unser Ziel noch ehe die Sonne aufging, drangen in das tiefste Dickicht des Waldes ein und schlugen endlich unser Lager an einer sehr angenehmen Stelle auf. Dies war nähmlich ein Rasenplatz mit mehreren hohen Eichen umringt. Die Aeste derselben waren in einander verwachsen und bildeten ein Laubgewölbe, durch das kein Sonnenstrahl brach. Es herrschte also die lieblichste Kühlung daselbst.

Nachdem wir nun das Pferd abgeladen und abgezäumt hatten, ließen wir es weiden und lagerten

uns dann selbst zum Frühstück hin. Dies bestand aus Brot und kaltem Braten, womit uns der Schnappsack von Bruder Antonio versah; es ward demselben die größte Ehre angethan. Dasselbe widerfuhr dem Weinschlauche, der unaufhörlich von Arme zu Arme ging und auf's zärtlichste geliebkost ward. Als nun das Mahl beynahe zu Ende war, sagte Don Raphael zu Don Alfonso: »Sennor! Sie haben mir Vertrauen gezeigt, billig muß ich Ihnen nun auch meine Geschichte erzählen und zwar mit derselben Aufrichtigkeit.«

»Sie werden mir viel Vergnügen damit machen,« — antwortete der junge Cavalier. — »Und auch ganz besonders mir'« — fiel ich ein. — »Ich bin äußerst begierig, Ihre Abenteuer zu vernehmen; es muß gewiß der Mühe werth seyn.« — »Ich stehe Ihnen dafür,« — erwiederte Don Raphael, — »auch beschreib' ich sie sicher noch selber einmahl. Es soll der Zeitvertreib meines Alters werden: denn jetzt bin ich noch jung und muß drauf sehen, daß es einen recht dicken Band gibt. — Doch wir sind müde,« — fuhr er fort — »schlafen wir einige Stunden, es wird uns wohl thun. Während dem wird Ambrosio Wache halten, damit man uns nicht überfällt, bis dann die Reihe zu ruhen auch an ihn kommen wird.«

»Freylich,« — fuhr er fort — »sind wir dem Anscheine nach hier in der vollkommensten Sicherheit. Doch es ist immer gut auf seiner Huth zu seyn.« — Bey diesen Worten streckte er sich hin; Alfonso folgte seinem Beyspiel und ich machte es eben so; Ambrosio gab die Schildwache ab. Don Alfonso fand indessen keine Ruhe, sondern hing seinen traurigen

Gedanken nach. Auch ich vermochte kein Auge zuzuthun. Don Raphael hingegen schlief in kurzem ein und schlummerte eine gute Stunde lang. Dann aber erwachte er und fand uns sämmtlich bereit, ihn anzuhören.

Er hieß also Ambrosio seinerseits ruhen, dieser hatte jedoch keine Lust dazu. — »Nein, nein!« — sagte er — »ich mag nicht schlafen, Sennor! Zwar weiß ich alle Begebenheiten Ihres Lebens haarklein. Da sie aber für Leute unsers Handwerks so lehrreich sind, höre ich sie mit großem Vergnügen noch einmahl an. Don Raphael begann also seine Geschichte auf der Stelle wie folgt.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Geschichte von Don Raphael.

Ich bin der Sohn einer Madrider Schauspielerinn, Nahmens Lucinde, die als Künstlerinn geachtet, aber noch berühmter durch ihre Galanterien war. Einen Vater von mir anzugeben, würde verwegen von mir seyn. Zwar kann ich wohl den vornehmen Herrn nennen, der, als ich auf die Welt kam, der Liebhaber meiner Mutter war; allein dieses Zusammentreffen würde doch noch kein hinlänglicher Beweis für seine Vaterschaft seyn. Bey einer freyen Künstlerinn, wie meine Mutter war, kann man nie ganz sicher gehen: denn wenn sie einem Liebhaber noch so treu ergeben scheint, gibt sie ihm für sein Geld fast immer noch einen Substituten dazu.

Das Höchste ist, sich über die Verleumdung zu erheben wissen, und dies verstand meine Mutter meisterlich. Anstatt mich zu Hause im Verborgenen erziehen zu lassen, führte sie mich vielmehr, mir nichts, dir nichts, ganz ehrbar selbst ins Theater, und kehrte sich weder an das Gerede der

Leute, noch an das spöttische Lächeln, das ihrem Söhnlein galt. Sie hatte nun einmahl ihre Freude an mir, so daß ich von allen Herren, die zu ihr kamen, geliebkost ward. Man hätte sagen mögen, es spräche bey ihnen die Stimme der Natur für mich. Ich wuchs nun bis zu meinem zwölften Jahre unter lauter Spielen und Nichtsthun auf. Kaum lernte ich lesen und schreiben, und beydes nothdürftig genug. Noch weniger wurden mir die Grundsätze der Religion eingeprägt. Ich lernte nichts als tanzen, singen und Guitarre spielen, das war mein ganzer Unterricht und alles, was ich verstand.

So traf's sich denn, daß mich der Marquis von Leganez als Gespielen für seinen einzigen Sohn verlangte, der ungefähr von meinem Alter war. Meine Mutter willigte mit Freuden ein, und so kam ich denn mit einem Mahle in ein sehr vornehmes Haus. Hier war es nun, wo ich mich ernsthaft zu beschäftigen anfing. Der junge Leganez war eben so sehr zurück, wie ich, und hatte auch, allem Anscheine nach, durchaus kein Talent. Seit fünf Vierteljahren wurde er von seinem Hofmeister zum Lesen angehalten und konnte dennoch kaum einen Buchstaben vom Alphabeth. Seinen andern Lehrern ging es nicht besser mit ihm; er brachte sie fast zur Verzweiflung. Freylich durften sie keine Strenge gegen ihn brauchen, dies war ihnen durchaus nicht erlaubt. Alles sollte nur leicht und spielend geschehen. Jenes Verboth und die schlechten Anlagen des jungen Marquis machten folglich allen Unterricht geradezu unnütz.

Der Hofmeister ersann indessen ein allerliebstes Mittel, um den jungen Herrn einzuschüchtern, ohne

ihm dennoch wehe zu thun. Er beschloß nähmlich, mich statt seiner zu peitschen, sobald er strafwürdig geworden war. Dies geschah denn auch und zwar häufig genug. Da ich indessen diesen Ausweg gar nicht nach meinem Geschmacke fand, entwischte ich, lief zu meiner Mutter und klagte ihr meine Noth. Doch aller ihrer Zärtlichkeit ungeachtet, war sie stark genug, meinen Thränen zu widerstehen. Sie wußte vielmehr die Vortheile meiner Lage so gut zu würdigen, daß sie mich auf der Stelle wieder hinführen ließ. So war ich also von neuem wieder in der Gewalt des Präceptors! Da dieser nun inne ward, daß sein Mittel anschlug, fuhr er damit fort und geißelte mich, um desto mehr Eindruck auf den jungen Herrn zu machen, fast jedesmahl bis auf's Blut.

Alle Tage konnte und mußte ich einer solchen Züchtigung gewärtig seyn. Ich darf wohl sagen, daß mich jeder Buchstabe, den mein Gespiele lernte, hundert Hiebe gekostet hat. Jetzt denke man, wie theuer mir sein erster Unterricht zu stehen gekommen ist. Indessen waren diese beständigen Geißelungen noch nicht das einzige Ungemach, das ich in diesem Hause zu erdulden gezwungen war. Da nähmlich die ganze Dienerschaft meine Herkunft kannte, warfen sie mir dieselbe, und das bis auf die Küchenjungen hinunter, bey jeder Gelegenheit vor. Dies mißfiel mir denn dergestalt, daß ich eines Tages ohne weitere Umstände davon lief; zugleich aber auch alles vorräthige Geld des Hofmeisters, wohl an hundert und fünfzig Ducaten zusammen, mitgehen hieß. So nahm ich für die

harte, von ihm erlittene Behandlung, meine Rache an ihm.

Ich führte diesen Streich, wiewohl es mein erster Versuch war, mit vieler Geschicklichkeit aus, und wußte eben so zwey volle Tage allen deshalbigen Nachforschungen zu entgehen. Hierauf verließ ich Madrid und begab mich nach Toledo, ohne daß ich weiter verfolgt ward. Ich trat damahls in mein fünfzehntes Jahr. Welches Vergnügen in diesem Alter, gänzlich unabhängig und sein eigener Herr zu seyn! In kurzem hatte ich mit mehreren andern jungen Leuten Bekanntschaft gemacht. Sie halfen mir meine Ducaten verzehren und hobelten mich vollends ab. Hierauf ward ich Mitglied einer industriösen Gesellschaft. Diese fingerfertigen Herren bildeten meine glücklichen Anlagen so vortrefflich aus, daß ich in kurzem eines der geschicktesten Mitglieder des ganzen Vereines ward.

So vergingen fünf volle Jahre, als mir die Lust zum Reisen ankam. Ich verließ also meine werthen Mitbrüder und machte mich auf den Weg nach Alcantara auf, indem ich mit Estremadura anzufangen Willens war. Ehe ich aber noch jene Stadt erreichte, fand ich eine Gelegenheit, mein Talent zu benutzen, und ließ sie natürlich nicht vorbeygehen. Da ich nähmlich zu Fuß war und auch überdies einen schweren Schnappsack trug, ruhte ich von Zeit zu Zeit unter den schattigen Bäumen an der Heerstraße aus. So stieß ich denn auch auf ein Paar junge Herren, die ebenfalls im Schatten saßen, und deren Gespräch sehr aufgeweckt war. Ich grüßte sie äußerst höflich und nahm, da es ihnen nicht zu mißfallen schien, sogleich Theil daran.

Der älteste mochte kaum fünfzehn Jahre alt seyn; beyde waren die Aufrichtigkeit selbst. — »Sennor Caballero!« — hub der jüngste an — »wir sind zwey reiche Bürgerskinder aus Placencia, und hatten außerordentliche Lust, das Königreich Portugall zu sehen. Zu diesem Ende kaperten wir unsern Vätern jeder hundert Dublonen weg. Wir gehen zwar nur zu Fuß; allein es ist doch gewiß ein schönes Reisegeld, das wahrlich sobald nicht alle werden soll. Was meynen Sie dazu?« — »Das glaub' ich,« — war meine Antwort — »wenn ich so viel hätte, ich ginge, der Himmel weiß, wie weit damit; ich würde alle vier Welttheile durchziehen! Teufel! Zwey hundert Dublonen! was für ein ungeheures Geld! Da ist kein Ende von abzusehen! — Wenn es Ihnen nicht zuwider ist, Sennores,« — fuhr ich fort — »so hab' ich die Ehre und begleite Sie bis nach Almeirim. Dort denke ich die Erbschaft eines Oheims in Empfang zu nehmen, der sich vor zwanzig Jahren oder so ungefähr daselbst niedergelassen hat.«

Die jungen Herren konnten mir nicht genug bezeigen, wie angenehm ihnen meine Gesellschaft sey. Als wir uns also ein wenig ausgeruht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg nach Alcantara und kamen daselbst lange vor Sonnenuntergang an. Wir gingen also in ein gutes Wirthshaus, verlangten ein Zimmer und erhielten eines mit einem Wandschranke, der sich verschließen ließ. Wir bestellten hierauf das Abendessen, und unterdessen schlug ich meinen Reisegefährten einen kleinen Spaziergang durch die Stadt vor, was ihnen willkommen war. Wir verschlossen also unsere

Ränzel in dem Wandschranke, wovon der eine junge Herr den Schlüssel zu sich nahm, und gingen aus.

Vor allem rieth ich jetzt die Kirchen zu besehen. Als wir uns nun im Dome befanden, schützte ich plötzlich eine wichtige Angelegenheit vor. — »Sennores!« — sagte ich — »eben fällt mir ein, daß mir ein Bekannter zu Toledo einen Auftrag an einen Kaufmann gegeben hat, der hier in der Nähe wohnt. Verweilen Sie gefällig noch eine halbe Viertelstunde im Dome, ich gehe und bin den Augenblick wieder hier!« — Mit diesen Worten verließ ich sie, rannte spornstreichs nach dem Wirthshause zurück, fiel über den Wandschrank her, brach ihn auf, hohlte die Dublonen aus den Ränzeln der armen Kinder heraus und ließ ihnen auch nicht eine zur Bezahlung ihrer Zeche zurück. Hierauf machte ich mich augenblicklich aus dem Staube, schlug die Straße nach Merida ein und bekümmerte mich nicht weiter um sie.

Dieser Fang setzte mich in den Stand, um vieles bequemer zu reisen, als es bisher der Fall gewesen war. Wiewohl noch jung, schrieb ich mir dennoch ein kluges Betragen vor; ich war in der That für mein Alter nicht wenig voraus. Zuerst beschloß ich nun ein Maulthier zu kaufen, und versah mich schon im nächsten Dorfe damit. Hierauf verwandelte ich mein Ränzel in einen Mantelsack und gab mir nunmehr ein etwas vornehmeres Ansehen. So stieß ich am dritten Tage meiner Reise auf einen Menschen, der mitten auf der Landstraße aus vollem Halse die Vesper absang,

und nach seinem Ansehen zu schließen, ein Cantor zu seyn schien.

»Bravo, Herr Baccalaureus!« — rief ich ihm also zu — »das geht ja ganz vortrefflich! Sie lassen sich, wie ich sehe, Ihre Kunst recht ernstlich angelegen seyn.« — »Sennor, zu Ihrem Befehl!« — erwiederte er — »Ich bin Cantor und erhalte mich gern in Athem, wie man zu sagen pflegt.« — So war denn das Gespräch eingeleitet, und zwar, wie ich in kurzem fand, mit einem der geistreichsten und unterhaltendsten Menschen von der Welt, der etwa vier bis fünf und zwanzig Jahre alt schien. Da er zu Fuß war, ließ ich der Unterhaltung wegen mein Maulthier im Schritte gehen. So kamen wir unter andern auch auf Toledo. — »Ja,« — sagte der Cantor — »das kenne ich, was man kennen heißt! Ich hielt mich lange genug dort auf. Auch habe ich einige Freunde daselbst.«

»Und wo wohnten Sie, Sennor?« — unterbrach ich ihn. — »In der neuen Gasse« — war seine Antwort — »und zwar zusammen mit Don Vincent de Buena Garra, Don Mathias de Cordel und noch zwey bis drey andern wackern Cavaliers. Wir hatten ein Haus und einen Tisch, und brachten unsere Zeit recht angenehm zu.« — Dies fiel mir nicht wenig auf. Man muß nähmlich wissen, daß alle die Herren, die er mir nannte, zu der ehrwürdigen Brüderschaft gehörten, deren Mitglied ich gewesen war. »Ey, sieh doch, Herr Cantor!« — sagte ich also — »alle die Herren da sind auch meine Bekannten, und ich habe ebenfalls in der neuen Gasse mit ihnen zusammengewohnt.«

»Ich verstehe,« — erwiederte er lächelnd, »Sie traten erst drey Jahre nach meinem Abgange in die Brüderschaft ein.« — »Jetzt habe auch ich meinerseits diese Freunde verlassen,« — fuhr ich fort — »weil mir die Lust zu reisen angekommen ist. Ich will ganz Spanien sehen. Mit etwas mehr Erfahrung werde ich noch einmahl so viel werth seyn.« — »Gewiß,« — war seine Antwort — »wer sich ausbilden will, der muß reisen, das sage ich auch. Gerade deshalb habe ich ebenfalls Toledo verlassen, wiewohl ich mich vortrefflich daselbst befand. Dem Himmel sey Dank!« — fuhr er fort »daß er mir, als ich am wenigsten daran dachte, einen Ordensbruder zugeführt hat. Vereinigen wir uns, reisen wir zusammen, machen wir auf die Geldbeutel des lieben Nächsten Jagd, und benutzen wir jede Gelegenheit zur Ausübung unserer Kunstgeschicklichkeit.«

Er machte mir diesen Vorschlag mit so viel Offenheit und Artigkeit, daß ich ohne weiteres einschlug. Indem er mir Zutrauen zeigte, war er auch des meinigen gewiß. Wir ließen uns also gegenseitig ohne Rückhalt aus. Ich erzählte ihm meine Geschichte, und er theilte mir die seinige eben so offen mit. So vertraute er mir auch, er käme gerade von Portalegre her. Er habe dort ein kleines Handstück versucht, das aber durch einen verdrießlichen Zufall mißglückt sey. So habe er sich zu einer schleunigen Flucht unter dieser Verkleidung gezwungen gesehen. Nachdem er mir nun auf diese Art reinen Wein eingeschenkt hatte, verabredeten wir unsern Reiseplan.

Demzufolge wollten wir zuerst nach Merida

gehen, dort unser Glück versuchen, wenn's anging, ein paar gute Fänge machen, dann aber sogleich das Weite gewinnen und uns hinwenden, wo es am passendsten schien. Von diesem Augenblicke an fand völlige Gütergemeinschaft zwischen uns Statt. Nun war zwar Morales, so hieß mein Gefährte, allerdings nicht zum besten beschlagen: denn er hatte außer seinem Bischen Kleidern und Wäsche, nur fünf bis sechs Ducaten im Sacke. Allein, wenn ich mehr Geld hatte, besaß er dafür mehr Geschicklichkeit, und hatte die Kunst zu betrügen, aus dem Fundamente gelernt. Wir ritten nun wechselsweise, kamen so zu Merida an und blieben in einem Wirthshause in der Vorstadt.

Nachdem sich hier Morales anders angezogen hatte, gingen wir in die Stadt, um ein wenig zu recognosciren und zu sehen, ob vielleicht etwas zu machen sey. Wir betrachteten daher alles, was uns aufstieß, mit der größten Aufmerksamkeit. Homer würde uns mit zwey Geyern verglichen haben, die sich auf dem Blachfelde ihre Beute erspähen. So überließen wir dem Zufalle, uns irgend ein gutes Geschäftchen zuzuführen und setzten demnach unsern Spaziergang weiter fort. Da kamen wir auf einmahl in eine Gasse, wo wir einen alten greisen Herren im Zweykampfe gegen drey junge Leute sahen, von denen er äußerst bedrängt ward.

Die Ungleichheit dieses Gefechtes empörte mich. Ich eilte daher dem alten Manne zu Hülfe, wie ich denn von Natur ein Schläger bin; und Morales machte es eben so. Wir drangen daher ohne weiteres auf die drey Gegner ein und schlugen sie sämmtlich in die Flucht. Der alte Herr ergoß sich nun in

Danksagungen gegen uns. — »Sennor!« — sagte ich hierauf zu ihm — »Es ist uns äußerst angenehm, Ihnen noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen zu seyn. Haben Sie aber auch nun die Güte uns zu sagen, wem wir diesen Dienst zu leisten so glücklich gewesen sind; eben so, was diese drey jungen Männer zum Morde gegen Sie bewaffnet hat.« — »Sennores!« — erwiederte er — »Ich habe Ihnen zuviel Verbindlichkeiten; es ist billig, daß Ihnen die ganze Sache erzählt wird.«

»Ich heiße Don Geronimo de Moyadas« — fuhr er fort — »und lebe von meinen Renten in Merida. Einer von den Meuchelmördern, gegen die Sie mich geschützt haben, ist in meine Tochter verliebt. Er ließ vor einigen Tagen bey mir um sie anhalten, bekam aber eine abschlägige Antwort und forderte mich deshalb.« — »Und die Ursache dieser Verweigerung?« — fiel ich ein — »wenn eine weitere Frage erlaubt ist, Sennor?« — »Sie sollen alles wissen« — war seine Antwort — »Ich habe einen Bruder hier, Nahmens Don Augustin. Dieser machte vor zwey Monathen eine Reise nach Calatrava und logirte daselbst bey einem Handelsfreunde, Juan Velez de la Menbrilla.«

»Da beyde« — fuhr er fort — »nun äußerst intim mit einander sind, und mein Bruder diese Verbindung noch inniger machen will, sagte er ihm meine Tochter Florentia für seinen Sohn zu, indem er wohl annehmen durfte, ich würde am Ende nicht dagegen seyn. In der That, er hatte nach seiner Zurückkunft kaum davon gesprochen, als ich auch meine Einwilligung gab. Er schickte hierauf Florentinens Portrait nach Calatrava, starb aber vor

drey Wochen, ohne sein Werk gekrönt zu sehen. Doch beschwor er mich noch auf seinem Todesbette, niemanden zum Schwiegersohne anzunehmen, als den jungen Menbrilla. Ich versprach es ihm, und schlug also Florentinen jenem Caballero ab, obgleich die Parthie an sich sehr vortheilhaft ist.«

»Allein ich bin ein Sclave meines Wortes« — fuhr er fort — »und so bleibt es dabey. Ich erwarte den jungen Menbrilla jeden Augenblick, um die Heirath zu vollziehen, ob er mir gleich, so wie sein Vater, noch gänzlich unbekannt ist. Nun wissen Sie alles, Sennores« — schloß er jetzt. — »Verzeihen Sie meiner Umständlichkeit, allein Sie wollten es so!« — Ich hatte dies alles mit der größten Aufmerksamkeit angehört, als mir plötzlich ein Gaunerstreich einfiel. Ich stellte mich also äußerst erstaunt, hob sogar die Augen gen Himmel, wendete mich dann zu dem Greise und sprach in höchst pathetischem Tone folgendermaßen zu ihm:

»Ach, Sennor! ist's möglich? — Hab' ich gleich bey meiner Ankunft ein so überschwengliches Glück? War ich bestimmt, einem Schwiegervater das Leben zu retten, der mir so unsäglich theuer ist?« — Diese Worte setzten den guten Alten in ein gränzenloses Erstaunen, ja sie überraschten sogar meinen Ordensbruder Morales selbst. Ich sah' es ihm an den Augen an, daß er mich für einen durchtriebenen Spitzbuben hielt. — Unterdessen hatte sich Don Geronimo erhohlt. — »Was hör' ich?« — sagte er — »Also wären Sie wirklich der junge Menbrilla, der Sohn des werthen Handelsfreundes meines seligen Bruders Augustin?«

»Ja, Sennor!« — erwiederte ich mit steigender

Keckheit und umhalste ihn. — »Ja, ich bin der glückliche Sterbliche, für den die anbethungswürdige Florentine bestimmt ist. Aber ehe ich Ihnen meine Freude bezeige, ein Mitglied Ihrer Familie zu werden, vergönnen Sie mir den Thränen freyen Lauf zu lassen, die mir das Andenken des seligen Don Augustin auspreßt. Ich würde der undankbarste Mensch unter der Sonne seyn, wenn ich nicht auf's schmerzlichste durch den Tod eines Mannes gerührt würde, dem ich das Glück meines Lebens schuldig bin!« — Bey diesen Worten umarmte ich den guten Alten von neuem, und fuhr mir dann mit der Hand über die Augen, gleichsam, als wischte ich mir die Thränen ab.

Morales begriff die baaren Vortheile dieses Betruges nur zu gut und unterstützte mich daher nach Möglichkeit. Er gab sich nähmlich für meinen Bedienten aus und überboth mich noch in meinen Beyleidsbezeigungen über den Tod des seligen Don Augustin. — »Ach, Sennor Don Geronimo!« — sagte er — »was haben Sie an Ihrem Herrn Bruder für einen entsetzlichen Verlust gehabt! — Es war ein so braver, rechtlicher Herr; ein wahrer Phönix seines Standes, ein uneigennütziger, zuverlässiger, wohlthätiger, christlicher Kaufmann, wie es keinen mehr gibt. — In diesem Tone ging es fort: denn wir hatten mit einem ehrlichen, leichtgläubigen Manne zu thun, der, weit entfernt das Mindeste von unserer Spitzbüberey zu merken, uns vielmehr noch selbst die Hand dazu both.

»Aber mein Gott!« — sagte er zu mir — »warum kamen Sie denn nicht ohne weiteres zu mir? Ey, ey! ins Wirthshaus zu gehen. Wenn man so

mit einander steht wie wir, da muß man keine Umstände machen, durchaus nicht!« — »Sennor!« — antwortete Morales in meinem Nahmen — »mein Herr sieht vielleicht etwas zu streng auf den Anstand. Freylich ist er aber auch gewissermaßen zu entschuldigen, wenn er in diesem Reiseanzuge vor Ihnen zu erscheinen vermied. Wir sind nähmlich unterwegs beraubt worden und haben nichts behalten, als wie wir gehen und stehen.« — »Das ist leider wahr, Sennor Don Geronimo!« — fiel ich ein — »und eben deshalb trat ich nicht bey Ihnen ab.«

»So vor einer Geliebten zu erscheinen,« — fuhr ich fort — »die mich noch nie gesehen hat, war mir unmöglich. Ich dachte daher die Zurückkunft eines Dieners abzuwarten, der mir Kleider und Wäsche aus Calatrava hohlt.« — »Ey,« — war die Antwort des alten Herrn — »darum hätten Sie dennoch bey mir abtreten sollen, was thut denn das? Dafür müssen Sie nunmehr auf der Stelle mitkommen; ich bestehe darauf!« — So nahm er mich denn mit sich fort, während ich ihn von meiner angeblichen Beraubung unterhielt. Dabey äußerte ich denn auch, wie schmerzlich besonders der Verlust von Florentinens Portrait für mich sey. Don Geronimo antwortete hierauf mit Lachen: »Ey, Sennor! darüber trösten Sie sich! das Original ist wohl die Copie werth!« — So kamen wir in seinem Hause an.

Augenblicklich rufte er nun seine Tochter und stellte mir dieselbe vor. Sie war bildschön und erst sechszehn Jahre alt. — »Da,« — wandte er sich zu mir — »da sehen Sie Florentinen, die Ihnen mein

seliger Bruder zugesagt hat.« — »O, Sennor!« — rief ich mit Feuer aus, »mir dies zu sagen, bedurfte es nicht. Ich erkannte die liebliche, reizende Florentine beym ersten Blick. Diese himmlischen Züge haben sich meinem Geiste und noch mehr meinem Herzen auf's tiefste eingeprägt! Vermochte mich ihr Bild so sehr zu entzünden, wiewohl es nur ein schwacher Abdruck ihrer Reize war: so werden Sie leicht glauben, daß mein Entzücken in diesem Augenblicke unaussprechlich ist!«

»Sie sagen mir zu viel Schmeichelhaftes« — antwortete Florentine. — »Ich bin nicht eitel genug, um Ihre Lobsprüche für wahr zu halten; ich gestehe es Ihnen, Sennor!« — »Fahrt so fort, Kinderchen!« — sagte Don Geronimo, und ließ mich mit dem schönen Mädchen allein. Hierauf ging er hinunter, nahm meinen treuen Diener bey Seite und hub folgendermaßen an: »Also, mein Freund, Ihr habt alle Eure Sachen eingebüßt und wahrscheinlich auch Euer Geld?« — »Leider Sennor!« — erwiederte Morales — »die Bande überfiel uns bey Castil-Blazo und ließ uns nichts, als wie wir gehen und stehen. Wir erwarten aber unverzüglich Wechsel, wovon wir uns wieder zu equipiren im Stande sind!«

»Nun, bis die kommen,« — sagte der gute Alte und zog einen Beutel hervor — »werden einstweilen diese hundert Dublonen gut thun. Also ohne Umstände Gebrauch davon gemacht!« — »Ach, Sennor!« — gab der treue Bursche zur Antwort — »mein Herr wird sie nicht annehmen wollen; Sie kennen ihn noch nicht! Du mein Gott ja! In diesem Stücke ist er äußerst delicat. Er macht's

durchaus nicht wie so viele andere junge Herren, die überall zugreifen, wo etwas zu haben ist. Im Gegentheil, er ist ein abgesagter Feind von Schuldenmachen; er würde lieber betteln gehen, ehe er einen Maravedis lieh.«

»Desto besser, desto besser!« — fiel Don Geronimo ein — »auch ich kann das Borgen nicht ausstehen! Höchstens mag ich's Leuten von Stande verzeihen; die sind nun einmahl privilegirt dazu. Gott bewahre mich also, ich will auf keine Weise zudringlich seyn! Ist ein Geldanbiethen Eurem Herrn zuwider, nun so spricht man nicht weiter davon!« — Indem er dies sagte, wollte er den Beutel wieder einstecken, Morales aber verhinderte ihn daran. — »Warten Sie, warten Sie, Sennor Don Geronimo!« — hub die ehrliche Seele an — »so sehr mein Herr das Borgen verabscheut, bring' ich ihn doch vielleicht dahin, daß er sich die hundert Dublonen gefallen läßt. Er mag nur nichts von fremden Leuten borgen, mit Verwandten aber nimmt er's nicht so genau. Fordert er doch selbst seinem Vater das benöthigte Geld ganz unbedenklich ab! Sie sehen, daß er zu unterscheiden weiß; Sie sind mit allem Rechte ein zweyter Vater für ihn.« — Durch diese und ähnliche Reden bekam er also den wohlgespickten Beutel in seine Gewalt.

Hierauf begab sich der gute alte Herr wieder zu uns und fand uns in einem Zweygespräch, das ein beständiger Tausch von Complimenten war. Er unterbrach dasselbe, um Florentinen zu erzählen, wie sehr er mir verbunden sey, und fügte neue Danksagungen für mich hinzu. Ich benutzte diese günstige Stimmung, ihm zu erklären, wie

die Beschleunigung meiner Heirath für mich der schönste Lohn meiner geringen Dienste sey. Er kam meinen ungeduldigen Wünschen entgegen und setzte die Hochzeit spätestens nach Verlauf von drey Tagen an. Zu gleicher Zeit versprach er mir statt der verabredeten sechs tausend Ducaten, eine Mitgift von zehn tausend zu geben, alles zum Beweis seiner wahrhaften Erkenntlichkeit.

Wir befanden uns also, mein Helfershelfer und ich, recht wohl bey dem ehrlichen Don Geronimo und konnten überdies einem artigen Sümmchen von zehn tausend Ducaten entgegensehen. Daß wir uns damit eilig aus dem Staube zu machen dachten, versteht sich von selbst. Nur eine Besorgniß störte unsere Freude, nähmlich die mögliche Ankunft des echten Bräutigams, ehe sich noch die Beute in unseren Händen befand. Auch ward es leider nur zu bald Ernst damit. Schon am folgenden Tage langte nähmlich eine Art von Bauernkerl mit einem Mantelsacke an. Ich war ausgegangen, zum Glücke aber Morales daheim. — »Sennor,« — sagte der Bursche — »ich bin bey dem jungen Herrn aus Calatrava, der Ihr Schwiegersohn werden soll, bey Don Pedro de la Menbrilla. Wir sind so eben angekommen, er wird augenblicklich hier seyn. Um ihn anzumelden, bin ich vorausgeeilt.«

Kaum hatte er ausgeredet, als Don Pedro, zum großen Erstaunen des alten Herrn und zu keinem geringen Schrecke meines Gehülfen, hereintrat. Es war ein sehr wohlgemachter, junger Mann. Er wendete sich sogleich an Don Geronimo, der ihn aber nicht ausreden ließ, sondern

Morales fragte, was dies für ein Possenspiel sey? Mein treuer Diener, der ein Muster von Unverschämtheit war, warf sich also in die Brust und log ihm Folgendes vor: — »Sennor! diese zwey Leute da gehören zu der Räuberbande, die uns ausgezogen hat. Ich kenne sie beyde recht gut und besonders den einen, der sich frech genug für den jungen Menbrilla ausgibt.«

Der alte Herr maß dem allen vollen Glauben bey, und sah also die beyden Fremden für ausgemachte Spitzbuben an. Indessen mäßigte er sich und sprach: — »Man kommt zu spät, viel zu spät! Don Pedro de la Menbrilla ist schon seit gestern hier!« — »Sennor!« — fiel der echte Don Pedro ein — »bedenken Sie, was Sie sagen; Sie haben einen Betrüger im Hause. Ich kann Ihnen versichern, daß ich der einzige Sohn von Juan Velez de la Menbrilla bin!« — »Das binden Sie einem andern auf!« — erwiederte der alte Herr — »Ich weiß schon wer Sie sind. Erkennen Sie etwa auch den Burschen nicht (er zeigte dabey auf Morales)? Und haben Sie vielleicht auch seinen Herrn vergessen, der von Ihnen ausgeschält worden ist?«

»Wär' ich nicht in Ihrem Hause, Sennor!« — erwiederte der junge Mann — »ich würde diesem Schurken zeigen, ob ich der Spitzbube bin, wofür er mich auszugeben die Frechheit hat. Er dankt es Ihrer Anwesenheit, wenn ihm das ungestraft hingeht. Ich sage es Ihnen noch einmahl, Sennor, man betrügt Sie auf eine abscheuliche Art. Ich bin der junge Mann, dem Ihr Bruder die Hand Ihrer Tochter versprach. Soll ich Ihnen

die Briefe zeigen, die er darüber an meinen Vater geschrieben hat? Werden Sie sich nicht durch Florentinens Portrait überzeugen, das er mir kurz vor seinem Tode zukommen ließ?« — »Nein!« — war die Antwort des alten Herrn — »weder die Briefe noch das Portrait beweisen etwas für Euch. Ich weiß zu gut, wie sie in Eure Hände gefallen sind. Daher rathe ich Euch wohlmeynend, macht, daß Ihr sobald als möglich aus Merida wegkommt!«

»Nein, das geht zu weit!« — fiel der junge Mann hitzig ein. — »Ich will und kann nicht dulden, daß man mir meinen Nahmen nimmt und mich für einen Räuber ausgibt. Ich habe hier mehrere Bekannte; ich will sie hohlen und den Betrüger entlarven, der Sie gegen mich eingenommen hat.« — Mit diesen Worten entfernte er sich nebst seinem Diener und ließ Morales als Sieger zurück. Dieser Vorfall wirkte überdies so sehr auf Don Geronimo, daß er die Hochzeit noch heute zu feyern beschloß. Er ging daher sogleich aus und traf die nöthigen Anstalten dazu. Hierüber war nun allerdings mein treuer Gehülfe nicht wenig erfreut. Dagegen hatte er aber auch alles von den Maßregeln des jungen Menbrilla zu befürchten; er erwartete daher meine Zurückkunft mit der größten Ungeduld.

So fand ich ihn denn in düsteres Nachdenken versunken, und fragte ihn sogleich um die Ursache davon. — »Was gibt's?« — sagte ich — »Du kommst mir gewaltig ernsthaft vor!« — »Ich habe wohl Ursache dazu,« — erwiederte er und erzählte mir, was vorgefallen war. — »Du siehst,« — fuhr er

fort — »das Ding wird schief gehen. An dem allen ist Deine Verwegenheit schuld. Es war ein glänzendes Unternehmen, ich sage es selbst. Wär' es gelungen, Du hättest die größte Ehre davon gehabt. Leider aber ist aller Anschein vom Gegentheil da. Ich wäre also der Meinung, wir kämen der Entwickelung zuvor, begnügten uns mit der Fettfeder, die wir dem Alten bereits ausgerupft haben und machten uns in der größten Eile davon.«

»Ey, ey, Morales!« — fiel ich ein — »Du lässest Dich gewaltig leicht abschrecken, mein Freund. Du machst Don Mathias de Cordel und unsern andern Brüdern zu Toledo wenig Ehre, gesteh' es nur! Wer seine Lehrjahre unter solchen Meistern gemacht hat, der darf nicht so leicht den Kopf verlieren oder eigentlich gar nicht. Was mich anlangt, ich eifere unseren glorreichen Helden nach, ich will zeigen, daß ich ihrer erhabenen Schule würdig bin. Ich will gegen das Hinderniß ankämpfen, wovor Du zurückbebst, und ich werde es besiegen, verlaß Dich darauf!« — »Wenn Dir das gelingt,« — war seine Antwort — »so sind in meinen Augen die größten Feldherren des Plutarch nur Milben gegen Dich.«

Indem er so redete, kam Don Geronimo wieder zurück. — »Wohlan!« — wendete er sich zu mir — »Diesen Abend noch werden Sie mein Schwiegersohn! Ihr Bursche wird Ihnen erzählt haben, was sich zugetragen hat. Was sagen Sie zu der Frechheit des Gauners, der mir weis machen will, daß er der junge Menbrilla sey?« — »Sennor!« — antwortete ich traurig und mit der größten erkünstelten Offenheit — »Sennor, ich will

es Ihnen nur aufrichtig gestehen, ich bin keinesweges der Sohn von Juan Velez de Menbrilla« — »Wie? Was?« — unterbrach mich der Alte plötzlich voll Erstaunen — »Sie sind nicht der junge Mann, dem mein Bruder —«

»Sennor,« — fiel ich ein — »haben Sie die Güte und hören Sie mich bis zum Ende an. Seit acht Tagen hält mich die Liebe zu Ihrer Tochter in dieser Stadt zurück. Gestern, nach dem Gefechte, war ich im Begriffe Sie um die Hand derselben zu bitten, allein Sie verschlossen mir den Mund durch die Bemerkung, daß sie einem andern bestimmt sey. Ich vernahm das Nähere hiervon, wie Sie Ihr sterbender Bruder beschworen hatte, sie nur Don Pedro zu geben; wie Sie ihm dies versprochen hatten, und wie sehr Sie der Sclave Ihres Wortes seyen. Diese Nachricht schlug mich zu Boden, ich gesteh' es. Meine Liebe verwandelte sich in Verzweiflung, und so verfiel ich auf diese Kriegslist.«

»Indessen können Sie versichert seyn,« — fuhr ich fort — »daß ich mir diesen Betrug im geheim selbst vorwarf. Ich hoffte jedoch Ihre Verzeihung zu erhalten, wenn ich Ihnen entdecken würde, daß ich eigentlich ein Italienischer Prinz bin, der incognito reist. Mein Vater beherrscht nähmlich die Thäler zwischen der Schweiz, dem Mailändischen und Savoyen. Ich dachte Sie durch die Entdeckung meiner Geburt sehr angenehm zu überraschen, und ich wollte das Vergnügen haben, Florentinen erst dann als Prinzessinn zu begrüßen, wenn ich ihr beglückter und beglückender Gemahl geworden war. — Der Himmel hat mir diese Freude nicht ver-

gönnt,« — fuhr ich mit verändertem Tone, d. h. traurig, fort. — »Pedro de Menbrilla erscheint; ich muß ihm seinen Nahmen zurückgeben, so schwer es mir auch ankommen mag.«

»Sie sind durch Ihr Versprechen gebunden,« — schloß ich endlich — »Sie müssen ihn zu Ihrem Schwiegersohne machen; Sie müssen ihn mir vorziehen, ohne auf meinen Rang zu sehen und ohne sich um den Schmerz zu bekümmern, den mir dies verursachen wird. Ich will jedoch davon schweigen, daß Ihr Bruder nur der Oheim Ihrer Tochter war, und daß Sie der Vater sind. Eben so will ich nicht erwähnen, was der Gerechtigkeit gemäßer scheint: einen empfangenen Dienst zu belohnen, oder aus falscher Ehre ein Versprechen zu halten, woran man nur wenig gebunden ist.« — »Gewiß, gewiß! Vollkommen richtig!« — rief Don Geronimo mit Lebhaftigkeit. — »Auch hab' ich zwischen Ihnen und Don Pedro schon gewählt.«

»Ja, Sennor,« — fuhr er fort — »selbst mein Bruder, wenn er noch lebte, würde es ganz natürlich finden, daß ich einen Mann vorziehe, der mir das Leben gerettet hat, und der mir überdies als Prinz durch seine Bewerbung die größte Ehre erzeigt. Ich müßte mein eigener Feind geworden und alles Verstandes beraubt seyn, wenn ich Florentinen nicht Ihnen geben wollte, und zwar ohne die mindeste Verzögerung.« — »Indessen, Sennor,« — fiel ich ein — »gehen Sie nicht zu hastig zu Werke! Lassen Sie einzig und allein Ihren Vortheil entscheiden, und trotz meiner fürstlichen Geburt — — »Ey, ey, mein Prinz!« — unterbrach

er mich — »wollen Sie mich zum Besten haben? Kann ich einen Augenblick anstehen?«

»Nein! Nimmermehr!« — fuhr er fort — »Ich bitte mir's als eine Gnade aus, beehren Sie noch diesen Abend meine überglückliche Tochter mit Ihrer Hand!« — »Nun wohlan!« — erwiederte ich — »so sey es denn! gehen Sie, ihr das selbst zu sagen, und machen Sie sie mit ihrer glorreichen Bestimmung bekannt.« — Als sich nun der gute alte Herr in dieser Absicht entfernt hatte, warf sich mir Morales, der immer gegenwärtig geblieben war, zu Füßen und hub folgendermaßen an: »Durchlauchtigste Italienische Hoheit! Erbprinz der Thäler zwischen der Schweiz, dem Mailändischen und Savoyen, empfangen Sie den Tribut meines Entzückens und meiner Bewunderung!«

»Ja, bey Gaunerehre!« — fuhr er fort — »ich betrachte Sie wie ein neues Wunder der Welt! Ich hielt mich für das erste Genie in unserer Kunst: aber Ew. Durchlaucht übertreffen mich, zumahl Ihnen meine Erfahrung abgeht.« — »Du bist also jetzt beruhigt?« — fiel ich ein. — »Das will ich meynen!« — war seine Antwort. — »Jetzt mag Don Pedro kommen so vielmahl er nur immer will!« — Auf diese Art waren wir denn beyde fest in den Bügeln und besprachen uns über den Weg, der mit den zehn tausend Ducaten einzuschlagen sey. Wir rechneten nähmlich so sicher darauf, als hätten wir sie schon in der Tasche gehabt. Dies war indessen nicht der Fall; wir hatten vielmehr, wie der Ausgang bewies, die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Es dauerte nähmlich nicht lange, als der junge

Menbrilla, in Begleitung zweyer Kaufleute und eines Alguazils zurückkam, dessen Knebelbart und schergenmäßiges Ansehen vollkommen seinem Amte entsprach. In demselben Augenblicke trat auch der alte Herr wieder herein. — »Sennor Don Geronimo,« — hub der junge Mann an — »hier stelle ich Ihnen drey rechtliche Männer, die für mich bürgen und Ihnen sagen können, wer ich bin.« — — »Ja gewiß!« rief der Alguazil mit Nachdruck — »ich kann es behaupten, ich kann es jedem bescheinigen, dem es zukommt; ich kenne Sie. Sie heißen Don Pedro und sind der einzige Sohn von Don Juan Velez de la Menbrilla. Wer das Gegentheil behauptet, der ist ein Verleumder, wer er auch seyn mag.«

»Ich messe Ihnen vollkommen Glauben bey, Herr Alguazil,« — sagte hierauf der gute alte Herr — »Ihr Zeugniß genügt mir, so wie das der zwey anderen Herren. Ich bin auf das bestimmteste überzeugt, daß dieser junge Mann durchaus Don Pedro de Menbrilla ist. Allein was liegt daran? Ich hab meinen Entschluß geändert; er wird doch nicht mein Schwiegersohn!« — »Ah, das ist was anderes;« — erwiederte der Alguazil. — »Ich kam blos hierher, um zu bezeugen, daß mir Don Pedro bekannt ist. Sie aber, Sennor, können über Ihre Tochter nach Belieben verfügen, ohne daß man Sie zu einer Verheirathung derselben, die Ihnen nicht passend scheint, zu zwingen vermag.« —

»Ich bin auch ganz und gar nicht Willens,« — fiel Don Pedro ein — »dem Willen des Sennor Don Geronimo auf irgend eine Weise Gewalt anzuthun. Aber **fragen** möchte ich ihn wenigstens

mit seiner Erlaubniß, warum er seinen Entschluß geändert hat? Wäre irgend ein Grund vorhanden, sich über mich zu beklagen, oder was wäre es sonst? Wenn ich der schönen Hoffnung entsagen soll, sein Sohn zu werden, so lasse er mich wenigstens wissen, daß dies nicht durch meine Schuld geschieht.« — »Ich habe keine Klage über Sie,« — erwiederte Don Geronimo — »im Gegentheile, es thut mir sogar leid, daß ich nothgedrungen mein Wort nicht halten kann, und ich bitte Sie dringend, mir deshalb zu verzeihen!«

»Ich halte Sie für viel zu edelmüthig,« — fuhr er fort — »Sie werden mir gewiß nicht zürnen, sich einem Mitbewerber nachgesetzt zu sehen, der mir das Leben gerettet hat. Es ist dieser Herr da, — (er zeigte daben auf mich) — dem ich diesen wichtigen Dienst schuldig bin. Ja, damit Sie mich noch eher entschuldigen mögen, so wissen Sie denn, daß es ein Italienischer Prinz ist.« — So sprach er; aber Don Pedro verstummte und war äußerst bestürzt. Die beyden Kaufleute machten große Augen und schienen nicht wenig erstaunt. Allein der Alguazil, der alles schwarz zu sehen gewohnt war, argwohnte sogleich irgend einen Gaunerstreich, bey dem vielleicht für ihn selbst ein Brocken zu erhaschen war.

So nahm er denn vor allem zuerst mich mit meiner Durchlaucht auf's Korn. Da ihm aber meine Züge ganz unbekannt waren, mußte er's bey dem guten Willen bewenden lassen, worauf denn die Reihe an Morales kam. Unglücklicherweise erkannte er diesen, und erinnerte sich seiner aus den Kerkern von Ciudad-Real. — »Haha!« — rief er — »siehe,

da stößt mir ja einer von meinen Kundleuten auf! — Ja, Sennores,« — fuhr er fort — »ich kenne den Vogel an seinen Federn; es ist der durchtriebenste Spitzbube, der in ganz Spanien zu finden ist.« — »Langsam, langsam, Sennor Alguazil!« — sagte Don Geronimo — »der Bursche, den Sie uns so schwarz abmahlen, ist ein Bedienter des Prinzen.« —

»Schon recht!« — fiel der Alguazil ein — »mehr braucht es nicht! Ich weiß jetzt schon, woran ich bin. Wie der Knecht, so der Herr! Für mich sind die beyden Patrone nichts mehr und nichts weniger als zwey Gauner, die sich, um Sie zu betrügen, mit einander verstehen. Dergleichen Vögel kenne ich schon. Also marsch ins Stockhaus damit; so wird die Sache auf der Stelle im Klaren seyn. Ein kurzes Gespräch unter vier Augen mit dem Herrn Corregidor, und die Bursche sollen verspüren, daß bey uns noch auf Zucht gesehen wird.« — »Sachte, sachte, Herr Alguazil!« — sagte Don Geronimo — »gehen Sie nicht zu weit!«

»Ihr anderen Herren,« — fuhr er fort — »macht Euch freylich nichts daraus, wenn Ihr auch einmahl einen Mißgriff thut. Allein, weil der Diener ein Gauner ist, muß darum auch der Herr einer seyn? Ist's denn etwas so Neues, Spitzbuben in Diensten von Fürsten zu sehen?« — »Ey so gehen Sie doch mit Ihren Fürsten!« — nahm der Alguazil wieder das Wort — »Das Subject da ist ein Beutelschneider, auf mein Ehrenwort! Ich nehme ihn also mit seinem Gefährten im Nahmen des Königs fest. Meine zwanzig Häscher unten werden ihnen schon Beine machen, wenn sie nicht gut-

willig mitgehen! — Nun, Eure Durchlaucht,« — fuhr er höhnend zu mir fort — »vorwärts, marsch!«

Diese Worte waren für mich und Morales ein Donnerschlag; kein Wunder daher, daß unsere Unruhe sich nur zu deutlich verrieth. Wir wurden also dem guten alten Herrn verdächtig und verloren allen Credit bey ihm. Er sah jetzt unsern Plan, ihn zu betrügen, vollkommen durch. Indessen faßte er unter diesen Umständen dennoch einen Entschluß, der eines Ehrenmannes würdig war. — »Sennor!« — hub er zum Alguazil an — »Sie können sich irren! Vielleicht haben Sie aber auch vollkommen Recht! Wie dem aber auch seyn mag, lassen wir die Sache auf sich beruhen! Also mögen die beyden jungen Leute frank und frey ihre Straße ziehen!«

»Bewilligen Sie mir dies, Herr Alguazil!« — fuhr er fort — »ich bitte mir's als eine Gefälligkeit von Ihnen aus. Auf diese Art mache ich meine Verbindlichkeit gegen diese Leutchen quitt.« — »Meiner Pflicht gemäß,« — erwiederte der Alguazil — »müßte ich die Bursche ins Stockhaus führen und zwar ohne die mindeste Berücksichtigung. Um Ihretwillen indessen, Sennor, will ich für diesmahl durch die Finger sehen; allein mit der Bedingung, daß sich die saubern Vögel auf der Stelle fortmachen, ehe noch die Sonne untergeht. Denn finde ich sie morgen noch hier — Voto a Dios! — so sollen sie sehen, was ihnen geschehen wird!«

Als wir vernahmen, daß wir frey seyn würden, erhohlten wir uns ein wenig von unserm ersten Schreck. Wir dachten hierauf recht derb aufzutreten und unsere Ehrlichkeit zu verfechten, als

uns der Alguazil mit stechenden Blicken ansah. Da nun dies Gesindel, ich weiß nicht warum, eine so große Gewalt über uns hat, so beschlossen wir auf der Stelle von dannen zu ziehen. Demnach überließen wir die schöne Florentine mit ihrer stattlichen Mitgift dem jungen Menbrilla, dem sie nun nicht entgehen konnte, und traten so unsern Rückzug an. Wir schlugen die Straße nach Truxillo ein; hatten wir doch wenigstens hundert Dublonen weggefischt!

Ungefähr eine Stunde vor Einbruch der Nacht erreichten wir ein kleines Dorf, mit dem festen Vorhaben, noch weiter zu gehen. Indessen kamen wir bey einem Wirthshause von recht gutem Ansehen vorbey. Vor der Thür desselben saß der Wirth, ein langer, ältlicher hagerer Mann, und die Wirthinn auf Steinen, und jener klimperte dieser auf einer alten Guitarre ein paar Stückchen vor, die sie mit Vergnügen anzuhören schien. »Sennores!« rief er uns zu, als er bemerkte, daß wir nicht einkehren wollten — »Sennores, Sie werden wohl thun, hier zu übernachten, wenn es Ihnen gefällig ist. Sie haben drey tödtlich lange Stunden bis zum nächsten Dorfe, und werden's bey weitem nicht so gut finden wie hier. Glauben Sie mir, kehren Sie in meinem Hause ein. Sie sollen gut und billig bedient werden, verlassen Sie sich darauf.«

Wir ließen uns also überreden, gingen darauf zu, grüßten die Wirthsleute, setzten uns zu ihnen und sprachen dann über allerhand Dinge hin und her. Der Wirth gehörte, wie er sagte, zum Landaufgeboth (gegen die Räuberbanden), und die Wir

thinn war eine dicke, runde, lustige Lebefrau, die das Handwerk recht gut zu verstehen schien. Während wir nun so schwatzten, kamen an zwölf bis fünfzehn Reiter, theils auf Maulthieren, theils auf Pferden daher, und hatten wohl dreyßig beladene Mulos hinter sich. — »Ah! wie viel Herrschaften!« — rief der Wirth, als er den Haufen sah. — »Wird mein Haus auch wohl groß genug für sie seyn?« — Wenig Minuten und das ganze Dorf war mit den Reisenden und ihren Thieren angefüllt. Die letztern wurden nebst den Ballen in einer großen anstoßenden Scheune untergebracht.

Was die Reisenden selbst anlangt, so war es ihnen weniger um Betten, als um ein gutes Abendessen zu thun. Auch machten der Wirth, seine Frau und eine junge Dienstmagd die besten Anstalten dazu. Vor allem ging es über den Hühnerhof her, es ward auch nicht ein einziges Huhn verschont. Dann ward auf mehrere Kaninchen- und Katzen-Ragouts gedacht. Endlich ward ein ungeheurer Kessel mit Schöpsenfleisch und Kohlsuppe aufgesetzt, auch wie sich von selbst versteht, für Wein in Ueberfluß gesorgt. Unterdessen betrachteten wir, d. h. Morales und ich, die fremden Herren, nach unserer Bequemlichkeit. Diese warfen von Zeit zu Zeit ebenfalls einige Blicke auf uns; und bald knüpfte sich so ein leichtes Gespräch unter uns an.

Die Folge davon war, daß wir zusammen zu essen beschlossen, und so hieß es denn: eingehaut! Wir bemerkten bald, daß einer der Herren der erste und vornehmste schien, und daß ihm von den übrigen, wiewohl sie sonst ziemlich ungenirt mit

ihm waren, ein gewisser Rang eingeräumt ward. Wirklich saß er auch oben an, sprach immer in einer Art von hohem, gebiethendem Tone und wies dann und wann die Meinung dieses oder jenes etwas mehr als trocken zurück. Alle nahmen dies ganz geduldig hin, ohne daß einem ein Wort darüber entfuhr. So kam denn das Gespräch auch zufällig auf Andalusien, wobey Morales vor allem Sevilla erhob, so daß der eben genannte Fremde aufmerksam ward und folgendermaßen zu ihm anhob:

»Sennor Caballero, Sie rühmen eine Stadt, die ich halb und halb als meinen Geburtsort betrachten kann, weil ich in Mayrena, ganz nahe dabey, geboren bin.« — »Dasselbe kann ich auch von mir sagen,« — fiel mein Gefährte ein — »denn ich bin auch daher. Ich kenne also Ihre Aeltern ganz gewiß, oder es müßte sonderbar zugehen. Wer war Ihr Vater, Sennor?« — »Ein angesehener Escribano (Notar), Martin Morales,« — war die Antwort. — »Ey mein Himmel!« — rief jener mit Lebhaftigkeit — »nun das ist sonderbar! so sind Sie mein ältester Bruder Manuel!« — »Ganz richtig« — erwiederte der Fremde — »und Sie wahrscheinlich mein jüngster Philipp, der noch in der Wiege lag, als ich das väterliche Haus verließ.« — »Ebenfalls richtig!« — antwortete Morales — »ja, der bin ich!«

Bey diesen Worten standen sie beyde vom Tische auf und umarmten sich mehreremahle mit großer Herzlichkeit. Hierauf wandte sich Don Manuel an die Gesellschaft und sprach: »Sennores! da sehen Sie abermahls, wie wunderbar das Schicksal

zu spielen pflegt. So finde und erkenne ich hier zufällig einen Bruder wieder, den ich seit länger als zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, und den ich Ihnen, wenn Sie es erlauben, hiermit vorstellen will.« — Alle übrigen, die aus Höflichkeit gleich anfangs aufgestanden waren, begrüßten nun den jüngern Morales und umarmten ihn nach der Reihe mit sichtbarer Innigkeit.

Man setzte sich hierauf wieder zu Tische, ließ Schlafen Schlafen seyn, und brachte die ganze Nacht mit Schwatzen, Schmausen und Trinken zu. Während dem saßen die beyden Brüder bey einander und unterhielten sich von allerhand, was ihre Familie betraf. Dies geschah indessen ganz leis, während die Gesellschaft immer lauter ward. Endlich standen sie auf und Philipp kam nun zu mir. Nach einigen Minuten nahm er mich bey Seite und hub folgendermaßen an: »Alle diese Herren sind in Diensten des Grafen de Montanos, der so eben zum Vicekönig von Mallorca ernannt worden ist. Sie gehen mit seinen Sachen nach Alicante, wo die Einschiffung Statt haben soll.«

»Mein Bruder ist Haushofmeister des Grafen geworden,« — fuhr Philipp fort — »und macht mir den Vorschlag, mit ihm zu gehen. Ich habe dagegen eingewendet, daß ich mich nicht von Dir trennen könnte, und so sollst Du denn gleichfalls dabey seyn. Er wird schon sorgen, daß Du eine gute Stelle bekommst. Weis' dies nicht von Dir, lieber Freund; gehen wir beyde mit. Gefällt's uns auf Mallorca, nun so bleiben wir dort; wo nicht, so kehren wir nach Spanien zurück.« — So sprach

er und ich griff mit beyden Händen zu. Wir schlossen uns also an die Gesellschaft an und brachen am folgenden Morgen in aller Frühe auf.

Von nun an machten wir lauter starke Tagereisen, und kamen so bald zu Alicante an. Hier kaufte ich mir eine Guitarre und staffirte mich auf's beste heraus. Alle meine Gedanken standen nun nach Mallorca, und Philipp ging es eben so. Es war, als hätten wir unserm bisherigen Handwerke auf immer entsagt. Im Grunde aber suchten wir nur den Schein zu retten, man sollte uns für rechtliche Leute ansehen. Dieses Bestreben hielt denn unsere Gaunergenies einstweilen im Zaume. Endlich schifften wir uns mit der Hoffnung einer schnellen Ueberfahrt lustig ein. Kaum aber waren wir den Golf hinausgesegelt, als uns ein furchtbarer Windstoß überfiel.

Ich hätte jetzt zu einer pomphaften Beschreibung eines Seesturmes die beste Gelegenheit. Die flammenden Blitze, der rollende Donner, das Rasen des Windes, die himmelansteigenden Wogen u. s. w. Allein, ich bedarf aller dieser rhetorischen Floskeln nicht. Genug, das Ungewitter war so heftig, daß wir uns genöthigt sahen, bey der Insel Cabrera vor Anker zu gehen. Diese liegt südlich von Mallorca und ist unbewohnt. Doch befindet sich ein kleines Fort mit einer Besatzung von fünf bis sechs Mann darauf. Der Commandant dieses wichtigen Platzes empfing uns mit vieler Höflichkeit.

Die Ausbesserung unsers Tau- und Segelwerkes hielt uns hier mehrere Tage auf. Wir suchten uns demnach die Zeit zu vertreiben, so gut es nur

möglich war. Dies geschah denn auf mancherley Art, wie es diesem oder jenem seine Neigung eingab. Die einen spielten Karten, die andern Ball, diese suchten Muscheln und jene Pflanzen; noch andere gingen spazieren, worunter ich selbst. Wir kletterten dann von Felsen zu Felsen, woraus beynahe der ganze höchst ungleiche Boden der Insel besteht. Eines Tages ruhten wir mitten zwischen diesen öden Klippen aus, und gedachten mit Bewunderung der Eigenthümlichkeit der Natur, wie sie bald die höchste Fruchtbarkeit, bald ganz das Gegentheil zeigt.

„Plötzlich verbreitete sich ein höchst angenehmer Wohlgeruch um uns her, der von Osten zu kommen schien. Wir wendeten uns also schnell nach dieser Seite und wurden mit Erstaunen zwischen den Felsen ein großes, mit Geisblat sträuchen bewachsenes Rondél gewahr. Sie waren noch schöner und dufteten noch stärker als die in Andalusien. Wir gingen also auf das liebliche Plätzchen mit seinen, so süße Wohlgerüche verbreitenden Gebüschen zu, und fanden, daß die Oeffnung einer tiefen, senkrechten Höhle damit eingefaßt war. Sie war geräumig und ziemlich hell; auch führte eine Art natürlicher Wendeltreppe in dieselbe hinab, zu beyden Seiten mit Blumen bedeckt.

So kamen wir also ziemlich bequem hinab und sahen, daß der Boden aus feinem goldgelben Sande bestand und von einer Menge kleiner schlängelnder Bäche durchschnitten war. Diese wurden durch das Wasser gebildet, das unaufhörlich durch die Felsen tröpfelte und sich dann in der Erde verlor. Wir versuchten dasselbe und fanden es vortrefflich. Da-

her beschlossen wir die Höhle am folgenden Tage wieder zu besuchen und Wein mitzubringen, so daß dies eine sehr angenehme Parthie versprach. Ungern verließen wir also diese freundliche Höhle und kehrten nach dem Fort zurück. Hier theilten wir unseren Gefährten unsere schöne Entdeckung mit und luden sie zu dem morgenden Feste ein.

»Ach nicht doch, Sennores!« — hub jetzt der Commandant an — »ich rathe Ihnen als Freund, nicht mehr in Ihre reizende Höhle zu gehen.« — »Wie so,« fiel ich ein — »ist etwa Gefahr dabey?« — »Das meyne ich!« — war seine Antwort. — »Dann und wann landen Seeräuber von Algier und Tripolis auf der Insel und hohlen dort Wasser ab. Einst überfielen sie auch zwey Soldaten von meiner Garnison und führten sie als Sclaven mit sich fort.« — So ernsthaft nun auch der Commandant dies sagte, überzeugte er uns doch nicht, wir hielten es vielmehr für bloßen Spaß. Am folgenden Tage begab ich mich also nebst noch drey andern von uns abermahls dahin. Wir nahmen, um unsere Sicherheit zu zeigen, nicht einmahl Schießgewehre mit. Die beyden Morales blieben bey ihrem Kartenspiel zurück.

Wir stiegen also wie gestern wieder in die Höhle hinunter und kühlten unsern mitgebrachten Wein in einem der Bächleins ab. Darauf regalirten wir uns unter Guitarrespiel und lustigen Plaudereyen nach Herzenslust. Aber auf einmahl wurden wir am obern Rande der Höhle mehrere Männer in Türkischer Kleidung, mit dicken Knebelbärten und Turbanen gewahr. Anfangs glaubten wir, daß es der Commandant mit einigen von unsern Matrosen sey, und

vermeynten, er habe sich mit dieser Verkleidung einen Spaß gemacht. Wir fingen also an zu lachen, und ließen sie, wohl zehn zusammen, hinabsteigen, ohne daß uns was Arges einfiel. Bald aber wurden wir, zu unserm großen Schrecken, eines andern belehrt.

Es waren Algierische Seeräuber, von ihrem Reis oder Schiffscapitain angeführt. — »Ergebt Euch, Ihr Hunde!« — schrie er uns auf Spanisch zu — »oder Ihr werdet des Todes seyn.« — Dabey legten die übrigen ihre Carabiner auf uns an. Bey dem geringsten Widerstande war es also um uns geschehen. Wir zogen jedoch die Sclaverey dem Tode vor und händigten dem Reis unsere Degen ein. Er ließ uns hierauf Ketten anlegen und brachte uns so an Bord seines Schiffes, das nicht weit von der Küste vor Anker lag. Jetzt befahl er dasselbe segelfertig zu machen, so wie die Anker aufzuwinden, und steuerte nach Algier zu. So wurden wir also für unsern Leichtsinn sehr hart bestraft.

Vor allen Dingen visitirte uns nun der Reis sämmtlich am Leibe und nahm jedem sein Geld weg. Dies war ein herrlicher Fund für ihn. Die zwey hundert Dublonen von den jungen Leuten von Placencia, die hundert von Don Geronimo, die ich ebenfalls bey mir trug, alles ward weggeschnappt. Die Börsen meiner Gefährten waren auch sehr gut gespickt; kurz er machte einen vortrefflichen Fang und war nicht wenig darüber erfreut. Doch nicht genug, daß er uns ausplünderte, er überhäufte uns auch noch mit den giftigsten Spöttereyen. Zuletzt ließ er sich unsere Weinflaschen bringen, die seine Leute nicht vergessen hatten, und leerte sie mit

diesen unter einem lauten Hohngelächter auf unsere Gesundheit aus.

Unterdessen verriethen meine drey Gefährten durch ihre traurigen Gesichter nur zu gut, was in Ihrem Innern vorging. Sie überließen sich ihrer Betrübniß um so mehr, je größer ihre Erwartung von Mallorca und dem dortigen angenehmen Leben gewesen war. Was mich anlangt, so schickte ich mich mit Standhaftigkeit in mein unglückliches Schicksal, faßte mich, suchte sogar dem Türken Rede abzugewinnen, und nahm seine plumpen Späße mit guter Laune auf, was ihm denn außerordentlich gefiel. — »Recht so, Bursche!« — hub er demnach an — »das ist das Wahre; so gefällst Du mir! Weder klagen noch seufzen, sondern Geduld haben und sich in die Zeit schicken, bis es besser wird!«

»Spiel' uns ein Liedchen!« — fuhr er fort, als er meine Guitarre bemerkte. — »Laß sehen, was Du kannst!« — Ich that, was er verlangte, sobald mir die Hände losgebunden waren, und spielte auf eine Art, die seinen ganzen Beyfall erhielt. Ich hatte es freylich von dem besten Meister der Hauptstadt gelernt und ziemlich viel Fertigkeit darin erlangt. Ich sang nun auch und erntete gleichen Beyfall ein. Alle am Bord befindlichen Türken drückten mir ihre Bewunderung und ihr Vergnügen durch Zeichen aus. Der Reis sagte mir sogar ins Ohr, ich würde kein unglücklicher Sclave seyn. — »Mit Deinen Talenten« — fuhr er fort — »kannst Du auf eine Stelle rechnen, die Deine Lage gar sehr erträglich machen wird.«

So sehr mich diese schmeichelhafte Aeußerung erfreute, so hegte ich dennoch einige Unruhe über

die Art der belobten Beschäftigung. Endlich liefen wir in Algier ein und sahen eine sehr große Menschenmasse zu unserm Empfange bereit. Augenblicklich und ehe wir noch gelandet hatten, wurden wir nun mit einem tausendfältigen Freudengeschrey begrüßt. Hierzu gesellte sich das Getös von Maurischen Pfeifen und Trommeln, Trompeten und Schallmeyen, Hörnern, Zinken und Becken, alles in gellender, schmetternder und tosender Vermischung. Die Ursache dieses allgemeinen Jubels war die handgreifliche Widerlegung eines falschen Gerüchts, das durch die Ankunft des Reis in Nichts zerfiel. Es hatte nähmlich geheißen, daß er bey dem Angriffe auf ein großes Genuesisches Schiff geblieben sey. Daher also die rauschenden Freudensbezeigungen, womit er empfangen ward.

Kaum hatten wir nun gelandet, als wir in den Pallast des Deys geführt wurden, der Soliman Pascha hieß, und in dem Vorhofe unter einem Zelte saß. Ein christlicher Escribano *) fragte dann jeden von uns nach seinem Nahmen, Alter und Vaterland, so wie nach seiner Religion und seinen Talenten, und brachte die Antworten zu Papier. Als nun die Reihe an mich kam, zeigte der Reis mit der Hand auf mich und strich gegen den Pascha sowohl meine Stimme als mein Guitarrespiel heraus. Die Folge davon war, daß mich der Dey auf der Stelle unter seine Haussclaven aufnahm. Ich blieb also im Pallast zurück, während jeder meiner armen Gefährten, wie gewöhnlich, an den Meistbiethenden verkauft ward.

*) Secretair; es ist ein aufgenommenes Spanisches Wort.

Meine Lage war wirklich gut zu nennen; der Capitain hatte mir nicht zu viel davon gesagt. Ich hatte keinen barbarischen Aufseher zu furchten; ich wurde eben so wenig zu harten Arbeiten gebraucht. Dabey wohnte ich mit fünf bis sechs vornehmen Sclaven zusammen, deren Auslösung täglich erwartet ward, und denen man, eben so wie mir, nur leichte Beschäftigungen anwies. So war ich z. B. zum Begießen der Blumenbeete und der Orangenbäume bestimmt, gewiß ein kleines Amt der angenehmsten Art. Der Dey war ein Vierziger, und ein wohlgebildeter, stattlicher Mann, überdies für einen Türken ein Muster von Höflichkeit und Artigkeit.

Er hatte eine Favoritinn, die in Caschemir geboren war, und ihn durch ihren Geist und ihre Schönheit so bezaubert hatte, daß sie alles über ihn vermochte und bis zur Abgötterey von ihm geliebt ward. Er gab ihr jeden Tag ein besonderes Fest, bald ein Vocal- und Instrumental-Concert, bald ein Schauspiel nach Türkischem Geschmacke, d. h. ohne die Griechischen Einheiten, aber von desto schlüpfrigerer Art. Die Favoritinn — Farrukhnaz war ihr Nahme — liebte gerade diese Gattung bis zur Leidenschaft. Bisweilen führte sie sogar selbst dergleichen mit ihren Frauen vor dem Pascha auf. Sie hatte dann die Hauptrolle, und riß ihn durch die Grazie und Lebhaftigkeit ihres Spieles zur Bewunderung hin.

Eines Tages hatte mir der Dey erlaubt, bey einer solchen Vorstellung zugegen zu seyn. In einem der Zwischenacte befahl er mir nun, mich hören zu lassen, und zwar mit mehreren Liedern un-

ter Guitarrebegleitung. Ich gehorchte, hatte das Glück zu gefallen, und wurde sehr lebhaft beklatscht. Die Favoritinn besonders schien äußerst günstig für mich gestimmt. Am folgenden Morgen besorgte ich wie gewöhnlich meine Gartenarbeit. Auf einmahl ging ein Verschnittener bey mir vorbey, ließ, ohne ein Wort zu sprechen oder still zu stehen, ein Briefchen fallen, und entfernte sich. Ich hob es auf und zwar mit einer ganz eigenen Mischung von Freude und Bangigkeit. Um aber nicht aus dem Harem gesehen zu werden, warf ich mich platt auf den Rasen und ward so durch die Orangenkübel gedeckt.

Jetzt öffnete ich es endlich und fand einen Diamant von ziemlich hohem Werthe nebst folgenden Zeilen in gutem Spanisch darin:

»Christenjüngling, danke dem Himmel für Deine Gefangenschaft! Liebe und Glück werden sie vereinigt verschönern. Jene, wenn Du für die Reize einer schönen Dame empfänglich bist; dieses, wenn Du einen Muth besitzest, dem keine Gefahr zu groß erscheint.«

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Brief von der Sultaninn war; der Styl und der Diamant überzeugten mich davon. Ich beschloß daher dies Abenteuer zu bestehen, mit so vielen Gefahren es auch verbunden war. Hierzu bewog mich einmahl mein natürlicher Muth, dann die Eitelkeit, die Gunst einer Paschasfavoritinn zu haben; vor allem aber die Gewißheit, wenigstens eine viermahl stärkere Summe, als mein Lösegeld, von ihr zu ziehen.

Unaufhörlich mit diesen Gedanken beschäftigt,

setzte ich nunmehr meine Arbeit fort. Wie würde ich's anfangen, zu der Sultaninn zu kommen, oder vielmehr, was würde sie deshalb selbst für Schritte thun? Auf halbem Wege würde sie gewiß nicht stehen bleiben, das sah ich nur zu gut ein. Vielmehr nahm ich mit Gewißheit das Gegentheil an. Wirklich geschah es auch so. Schon nach einer Stunde ging nähmlich derselbe Verschnittene zum zweyten Mahle bey mir vorbey und flüsterte mir folgende Worte zu: — »Christ! hast Du über die Sache nachgedacht und bist Du mir zu folgen bereit?« — Ich bejahte es. — »Nun wohl!« — war seine Antwort — »morgen früh bin ich wieder hier!« — So entfernte er sich.

Wirklich erschien er auch am folgenden Tage ungefähr gegen acht Uhr, winkte mir, ihm zu folgen, und geleitete mich in den Harem in einen Saal. Hier lag ein großer Theaterhintervorhang von Wachsleinwand, der zu einer Decoration in dem nächst zu gebenden Stücke bestimmt war; auch befand sich ein zweyter Verschnittener daselbst. Mit Hülfe desselben rollte nun mein Führer den Vorhang aus einander und sprach: — »Leg' Dich darauf, Christ, ganz der Länge nach, und sey unbesorgt!« — Ich that es und ward so völlig hineingerollt. Hierauf trugen sie mich, ohne daß sich jemand darum bekümmerte, bis in das Schlafgemach ihrer Gebietherinn und entfernten sich.

Die Sultaninn hatte niemanden als eine alte Sclavinn bey sich, die ihr gänzlich ergeben war. Beyde rollten nun den Vorhang auf und ich sprang heraus. Die schöne Farrukhnaz verläugnete ihr glühendes, wollustathmendes Vaterland durchaus

nicht, und überließ sich ihrem ganzen Gefühl. Was mich indessen anlangt, so war ich, trotz meiner natürlichen Keckheit, doch ein wenig erschrocken, mich so auf einmahl in das innerste Gemach einer Sultaninn versetzt zu sehen. Die Schöne bemerkte es wohl und suchte daher meine Besorgnisse zu zerstreuen. — »Fürchte nichts, lieber Jüngling!« — sprach sie — »Soliman reiste so eben auf sein Landhaus ab. Er wird den ganzen Tag dort bleiben; wir sind daher völlig ungestört.«

Diese Worte beruhigten mich nicht nur, sondern gaben mir auch eine solche Herzhaftigkeit, daß die Freude der Sultaninn um das Doppelte stieg. — »Du hast mir gefallen, lieber Jüngling,« — hub sie an — »ich will Dir Deine Sclaverey zu versüßen suchen, so sehr es nur in meinen Kräften steht. Ich glaube, daß Du der Gefühle meines Herzens würdig bist. Auch trotz dem Sclavenkleide zeigt Dein edler, feiner Anstand Deine vornehme Herkunft an. Sprich offen mit mir; wer bist Du? Ich weiß freylich, Sclaven von Stande verbergen dies, sie zahlen dann weniger Lösegeld. Bey mir indessen bedarfst Du das nicht. Deine Vorsicht würde mich sogar beleidigen, weil ich Dir Deine Freyheit verbürgen kann. Also sey aufrichtig und gestehe nur, daß Du aus einem großen Hause bist.«

»In der That, Sennora,« — erwiederte ich — »Ihrer Güte Verstellung entgegen zu setzen, würde mir übel anstehen. Sie dringen darauf, daß ich Ihnen meinen Stand entdecken soll. — Nun wohl, so geschehe es denn! Ich bin der Sohn eines Spanischen Grande!« — Dies konnte im

Grunde wohl wahr seyn, wenn man an meine Mutter denkt; auch maß mir die Sultaninn vollen Glauben bey. Ja sie gefiel sich nunmehr doppelt in der Wahl eines Caballero von dieser Herkunft. Daher versicherte sie mir auch: es würde nicht an ihr liegen, wenn wir uns nicht häufig unter vier Augen sähen. Nun folgte ein langes, höchst angenehmes Gespräch. Man kann nicht unterhaltender seyn, als es Farrukhnaz war. Sie verstand mehrere Sprachen, hatte aber besonders das Spanische in ihrer Gewalt.

Endlich glaubte sie indessen doch, daß es Zeit sey, uns zu trennen, und so gab sie ihre Befehle darnach. Demzufolge ward ein großer Korb, nebst einer von ihr gestickten seidenen Decke herbeygebracht. Ich duckte mich in jenem zusammen, worauf diese über mich gedeckt ward. Jetzt wurden die beyden Sclaven gerufen und ihnen die nöthigen Befehle ertheilt. So trugen sie mich denn wie ein Geschenk für den Pascha fort, das durchaus allen Verschnittenen heilig seyn muß. Auf diese Art fanden wir noch mehrere Mittel aus, uns unter vier Augen zu sehen. Wirklich ward ich auch nach und nach eben so verliebt in die Sultaninn, wie sie es in mich war.

Unser Verständniß blieb zwey volle Monathe verborgen, so schwer auch dergleichen vor den Argusaugen in einem Harem zu verheimlichen ist. Jetzt aber ward unser Glück durch einen höchst verdrießlichen Vorfall gestört, so daß mein Schicksal eine ganz andere Wendung nahm. Eines Tages ward ich nähmlich in einem Theaterdrachen, der zu einem neuen Stücke bestimmt war, zu der

Sultaninn gebracht. Als wir nun eben im besten Sprechen waren, wurden wir von dem Dey, den ich auf dem Lande glaubte, unglücklicherweise überrascht. Er trat so plötzlich in den Harem, daß ihm die alte Sclavinn nur um einige Secunden zuvorkam. Da ich mich nun unmöglich verstecken konnte, so war es natürlich, daß ich ihm zuerst in die Augen fiel.

Seine Blicke verriethen das höchste Erstaunen, mit Zorn und Wuth gemischt. Ich hielt mich demnach für verloren und glaubte schon am Pfahle zu seyn. Auch Farrukhnaz war sehr erschrocken, wie mir durchaus nicht entging. Allein, anstatt ihre Schuld zu gestehen und um Gnade zu bitten, hub sie vielmehr folgendermaßen an: »Sennor! ehe Sie mich verurtheilen, hören Sie mich an. Der Schein mag gegen mich sprechen; es mag das Ansehen haben, als hätte ich mich der schändlichsten strafwürdigsten Verrätherey schuldig gemacht. Ich habe diesen Sclaven kommen lassen, ich habe dieselbe List angewandt, als hätte ich die heftigste Liebe zu ihm gefaßt. Gleichwohl ist dies durchaus nicht der Fall.«

»Nein, Sennor! ich schwöre es bey dem Leben des Propheten, ich habe keine Untreue begangen! ich habe mich keines Verbrechens schuldig gemacht! Ich wollte diesen Christensclaven von seinen Irrthümern abbringen; ich wollte ihn zum Islam bekehren, in dem allein das Heil und die Seligkeit ist. Sein Widerstand war groß; ich hatte mich darauf gefaßt gemacht. Gleichwohl hab' ich endlich gesiegt. — Er gibt seine Irrthümer auf. — So eben versprach er mir, zu unserm Glau-

ben überzugehen.« — Ich gestehe es, ich hätte die Sultaninn Lügen strafen sollen, ohne meine entsetzliche Lage in Betrachtung zu ziehen.

Allein dieser Schlag hatte mich ganz betäubt. Dazu kam die Gefahr, worin ich die geliebte Person sah und die Furcht vor dem, was mir selbst bevorstand; kurz, ich war im höchsten Grade bestürzt und brachte demnach kein Wort hervor. Mein Stillschweigen überzeugte also den Pascha von der Wahrheit jener Behauptung und entwaffnete ihn. — »Sennora!« — hub er also ganz ruhig an — »ich will an Ihre Unschuld glauben; ja ich bin überzeugt davon. Sie wollten sich ein Verdienst bey dem Propheten erwerben, und darum wagten Sie einen so mißlichen Schritt. Doch ich verzeihe Ihnen diesen Mangel an Vorsicht, sobald dieser Sclave augenblicklich den Turban nimmt.«

Auf der Stelle ward nun ein Iman gehohlt und die Convertirung nahm ihren Anfang. Man zog mir Türkische Kleider an, man ließ mich das Glaubensbekenntniß hersagen und behielt sich das Weitere bis auf morgen vor. Ich ließ alles mit mir machen, was man wollte, oder vielmehr, ich wußte nicht, was man mit mir vornahm, so sehr waren meine Sinne betäubt. Wie vielen Christen würde es an meiner Stelle eben so gegangen seyn! Nachdem ich nun, wenigstens dem Aeußern nach, ein vollkommener Türke geworden, und Sidi Hali genannt worden war, erhielt ich ein kleines Amt von dem Dey und verließ den Pallast, ohne die Sultaninn jemahls wieder zu sehen.

Eines Tages indessen erschien einer ihrer Sclaven bey mir und händigte mir ein Schmuckkäst-

chen ein, das wenigstens zwanzig tausend Ducaten werth war, und worin sich ein Briefchen befand. Die Schöne versicherte mir in demselben ihrer ewigen Dankbarkeit, pries meinen Edelmuth, ihr das Leben gerettet zu haben, und sagte mir ihren fortwährenden Schutz und ihre beste Empfehlung beym Pascha zu. Wirklich verschaffte sie mir auch neben jenen Geschenken ein neues, weit einträglicheres Amt. So ward ich denn, in weniger als sechs bis sieben Jahren, einer der reichsten Renegaten von Algier. Man wird mir indessen gern glauben, daß, wenn ich den Gebethen in der Moschee beywohnte und den übrigen Gebothen des Islam Genüge leistete, dies nichts als bloße Verstellung war.

Im Gegentheile stand mein Entschluß, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, unerschütterlich fest. Zu diesem Ende dachte ich einst mit meinen gesammelten Reichthümern nach Spanien oder Italien zu gehen. Unterdessen war meine Lage wirklich höchst angenehm. Ich bewohnte ein schönes Haus, ich hatte einen prächtigen Garten, eine Menge Sclaven und die ausgesuchtesten Schönheiten in meinem Serail. Was den Wein anlangt, so ist er freylich verbothen; allein die meisten Türken trinken heimlich nach Herzenslust davon. Ich selbst genirte mich deshalb nicht im mindesten, wie es bey allen Renegaten der Fall zu seyn pflegt.

So hatte ich unter anderen zwey Zechgenossen, mit denen ich oft ganze Nächte lang an der Tafel saß, und wovon der eine ein Jude, der andere ein Araber war. Ich hielt sie für Ehrenmänner, und ging daher höchst vertraulich mit ihnen

um. Einmahl hatte ich sie denn auch wieder zu Abend bey mir, gerade als mir denselben Tag mein Lieblingshund crepirt war. Wir wuschen denselben also ab und begruben ihn mit allen Ceremonien, wie sie bey Türkischen Leichenbegängnissen gebräuchlich sind. Dies geschah indessen keineswegs, um die Türkische Religion lächerlich zu machen, es war vielmehr nichts, als ein lustiger Einfall, der uns beym Trinken kam, meinem Hunde die letzte Ehre anzuthun. Indessen fehlte nur wenig, so hätte mich dieser Spaß unglücklich gemacht.

Am folgenden Morgen erschien nähmlich ein Gerichtsdiener bey mir und hub also an: — »Sennor Sidi Hali, ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Der Herr Cadi will Sie sprechen; bemühen Sie sich gefälligst ohne Verzug zu ihm. Ein Arabischer Kaufmann, der gestern bey Ihnen zu Abend aß, hat ihm die Anzeige von einer gewissen Entweihung gemacht, die Sie bey Gelegenheit eines Hundebegräbnisses begangen zu haben beschuldigt sind. Darum soll ich Sie nun auf der Stelle vor das Gericht citiren, mit der Bedeutung, daß im Nichterscheinungsfalle peinlich gegen Sie verfahren werden wird.« — Hiermit ging er, und ließ mich ganz betäubt von seiner Ladung zurück.

Ich hatte dem Araber nicht das Mindeste gethan; ich konnte daher nicht begreifen, wodurch er zu diesem Schritte verleitet worden war. Indessen verdiente die Sache große Aufmerksamkeit. Ich kannte den Cadi als einen scheinbar sehr strengen Mann, der aber für Geld und gute Worte auch wieder fünf gerade seyn ließ. Ich steckte also zwey

hundert Zechinen zu mir und begab mich zu ihm. Er nahm mich allein und sagte finster und mürrisch zu mir: »Sie sind ein gottloser, kirchenschänderischer, verruchter, abscheulicher Mensch! Sie haben einen Hund wie einen Gläubigen begraben, welche Entheiligung! So halten Sie unsere erhabensten Ceremonien in Ehren? So haben Sie blos den Turban genommen, um der frechste Spötter unserer frommen Gebräuche zu seyn?«

»Verehrtester Herr Cadi!« — erwiederte ich — »der Araber, der Ihnen diese böse Anzeige gemacht hat, ist ein treuloser Freund, der an meinem Vergehen selbst Theil genommen hat; wohlverstanden, wenn das Begraben eines so treuen, mit so viel trefflichen Eigenschaften begabten Dieners, so genannt werden kann. Dieser, in seiner Art einzige Hund, hatte unter andern auch eine solche Liebe zu hohen, ausgezeichneten, verdienstvollen Männern, daß er ihnen noch bey seinem Tode Beweise von seiner Anhänglichkeit zu geben bemüht gewesen ist. Er hat ihnen nähmlich in einem holographischen Testamente sein ganzes Vermögen vermacht, und mich zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt.«

»So hat er dem einen« — fuhr ich fort — »zwanzig Thaler, dem andern dreyßig u. s. w. ausgesetzt. Sie selbst, verehrtester Herr Cadi, hat er gleichfalls bedacht. Hier sind die zwey hundert Zechinen!« — dabey händigte ich ihm den Beutel ein — »die ich Ihnen, verehrtester Herr Cadi, als Hauptlegat übermachen soll.« — Bey diesen Worten war es mit der ganzen bisherigen Gravität des Cadi völlig aus. Ohne weitere Umstände, denn wir waren ja allein, nahm er lachend den Beutel

hin und entließ mich. — »Gehen Sie in Gottes Nahmen, mein lieber Sidi Hali! Sie haben in meinen Augen vollkommen Recht. Ein Hund, der so viel Achtung vor rechtschaffenen Leuten hat, war wohl eines ehrlichen, anständigen Begräbnisses werth.«

Auf diese Art zog ich mich denn aus dem Handel heraus und ward, wo nicht klüger, doch wenigstens vorsichtiger in der Wahl meiner Gesellschaft. Demzufolge hatte ich weder mit dem Araber, noch selbst mit dem Juden mehr Umgang. Dafür nahm ich einen meiner Sclaven, einen jungen Edelmann aus Livorno, Nahmens Azarini, an meinen Tisch. Ich machte es nähmlich nicht wie andere Renegaten, die gegen Christen oft härter als sogar Türken sind. Meine Sclaven warteten den Augenblick ihres Loskaufes ganz geduldig ab. Ich behandelte sie aber auch so mild, daß sie nichts so sehr fürchteten, als an einen andern Herrn überzugehen. Diese Besorgniß lag ihnen, wie sie mir selbst sagten, ungleich mehr auf dem Herzen, als selbst die Sehnsucht nach Befreyung, so wünschenswerth diese auch für jeden Gefangenen nur immer seyn mag.

Eines Tages kamen die Schebecken des Pascha mit bedeutenden Prisen zurück. Unter andern brachten sie über hundert Sclaven und Sclavinnen mit; alle auf den Spanischen Küsten geraubt. Der Pascha behielt nur wenig davon; alle übrigen wurden verkauft. Ich selbst begab mich auf den dazu bestimmten Platz und kaufte ein Spanisches Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das bitterlich weinte und ganz außer sich war. Ich wunderte mich sehr, ein solches Kind über sein Schicksal so betrübt zu sehen.

Daher sagte ich ihr auf Spanisch, sich zu beruhigen, und gab ihr die Versicherung, daß sie einen Herrn bekommen hätte, der trotz seinem Turban kein Unmensch sey.

Allein in seinem Schmerz versunken, hörte das Mädchen nicht auf mich, sondern fuhr immer zu schluchzen und zu jammern fort, wobey sie von Zeit zu Zeit ausrief: »o Mutter, liebe Mutter! warum werden wir getrennt? Ich würde alles ertragen, könnten wir nur beysammen seyn!« — Hiermit wendete sie ihre Blicke auf eine Frau von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, die einige Schritte von ihr saß und in düsterem Schweigen, mit niedergeschlagenen Augen abwartete, irgend einen Käufer ankommen zu sehen. Ich fragte das Mädchen, ob dies ihre Mutter sey, und sie bejahte es. — »Ach, Sennor!« — fügte sie hinzu — »um des Bluts Christi willen, machen Sie, daß sie nicht von mir getrennt wird!« — »Nun, mein Kind!« — erwiederte ich — »wenn dies zu Eurem beyderseitigen Troste hinreichend ist, so soll alles auf der Stelle in Ordnung seyn.«

In dieser Absicht näherte ich mich also der Mutter, damit der Handel in Richtigkeit kam. Allein kaum hatte ich sie ins Auge gefaßt, so erkannte ich, mit einer leicht zu errathenden Gemüthsbewegung, daß es Lucinde, die wirkliche Lucinde war. — »Gerechter Himmel!« — sagte ich bey mir selbst — »das ist meine Mutter wie sie leibt und lebt!« — Was sie anlangt, so erkannte sie mich durchaus nicht. Sey es nun, daß sie in dem tiefen Gefühle ihres Unglücks lauter Feinde um sich sah, oder daß meine Tracht mich verstellte, oder

daß ich in den zwölf Jahren, seit unserer Trennung, völlig unkenntlich geworden war. — Wie dem aber auch gewesen seyn möge, ich eilte nun doppelt den Handel abzuschließen und führte dann beyde in meine Wohnung.

Hier gab ich mich ihnen nun zu erkennen und zwar auf folgende Art. »Sennora!« — hub ich zu Lucinden an — »ist es möglich, daß Ihnen mein Gesicht nicht auffällt? oder ist mein Bart und mein Turban schuld, wenn Ihnen Ihr Sohn Raphael völlig fremd erscheint?« — Bey diesen Worten zitterte meine Mutter vor freudiger Ueberraschung, betrachtete mich einige Secunden und erkannte mich. Wir umarmten uns nun auf's innigste, was wirklich höchst rührend aussah. Ich vergaß dann auch das Töchterchen nicht, für die ich wohl eben so sehr ein Bruder von ungefähr war, wie sie ein Schwesterchen für mich.

»Gestehen Sie nur, liebe Mutter!« — fuhr ich hierauf fort — »eine so originale Wiederfindung kommt in keinem Ihrer Schauspiele vor.« — »Ach, lieber Sohn!« — antwortete sie seufzend — »so sehr ich mich anfangs freute, Dich wieder zu sehen, so groß ist jetzt meine Betrübniß über die Lage, worin ich Dich finden muß. Ach, meine Sclaverey schmerzt mich tausendmahl nicht so sehr, als diese verhaßte Tracht!« — »Ey meiner Treue, Sennora!« — fiel ich lachend ein — »das heiß ich Zartgefühl! In Wahrheit, das gefällt mir an einer Künstlerinn! Wie, liebe Mutter, haben Sie sich denn so ganz verändert, daß meine Türkische Tracht Ihren Augen so weh thut? Stoßen Sie

sich doch nicht daran! denken Sie sich, daß ich ein Acteur bin, der eine Türkenrolle spielt.«

»Ich bin ein Renegat,« — fuhr ich fort — »aber in meinem Herzen so wenig Muselmann, als vorher in Spanien. Ich hänge vielmehr fest an unserer alten Religion. Wenn Sie wissen werden, wie es mir zu Algier gegangen ist, kann ich Ihrer Bereitwilligkeit, mich zu entschuldigen, gewiß seyn. Die Liebe und nichts als die Liebe hat mich zum Renegaten gemacht. Ich habe etwas von Ihnen, liebe Mutter, glauben Sie's nur! Dann gibt's noch einen andern Grund, der Ihr Mißvergnügen mildern muß. Sie sahen nichts als die schmählichste Sclaverey vor sich. Nun aber finden Sie in Ihrem Käufer einen Sohn wieder, der eben so zärtlich als ehrfurchtsvoll ist.«

»Ja, Sennora!« — schloß ich meine Rede — »lassen Sie mich hinzufügen, daß dieser Sohn auch Reichthümer besitzt, und daß er für Ihren Unterhalt auf's anständigste sorgen kann, bis sich einmahl eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Spanien zeigt. So bestätigt sich das Sprichwort, gestehen Sie's nur, daß auch Unglück zu etwas gut ist.« — »Lieber Sohn!« — war ihre Antwort — »da Du den Plan zur Rückkehr ins Vaterland und zur Aussöhnung mit der Kirche hast, so tröste ich mich über alles, was geschehen ist. Dem Himmel sey Dank, daß ich nun Deine Schwester Beatrix unberührt und unverführt wieder mitnehmen kann!« — »Ja wohl, Sennora!« — rief ich aus — »das wird unfehlbar geschehen! Sobald es nur irgend möglich ist, reisen wir alle drey nach Spanien

ab und suchen die übrigen Glieder unserer Familie auf, woran es wahrscheinlich nicht fehlen wird.«

»Doch, doch, lieber Sohn!« — fiel meine Mutter ein — »indem Ihr beyde, Du und Beatrix, meine einzigen zwey Kinder seyd! Letztere ist die Frucht einer ordentlichen, rechtmäßigen Ehe, wie es nur immer eine seyn kann!« — »Allein« — erwiederte ich — »warum gaben Sie meiner Schwester einen Vorzug, der mir leider abgeht? Hab' ich Sie nicht als Kind wohl hundert Mahl sagen hören: Sie könnten keiner hübschen Frau eine Heirath verzeihen?« — »Mein lieber Sohn,« — war ihre Antwort — »andere Zeiten, andere Gedanken! Die festesten Männer ändern ihre Entschlüsse, wie sollte das vollends ein Weib nicht thun? Ich will Dir erzählen, wie es mir seit Deiner Abrëise gegangen ist.«

Hierauf begann sie nun ihre Geschichte, die mir unvergeßlich geblieben ist, und die ich Ihnen, als sehr merkwürdig, ebenfalls mittheilen will. — »Es sind jetzt« — hub sie an — »beynahe dreyzehn Jahre, wenn Du Dich erinnerst, daß Du vom jungen Leganez fortgingst. Gerade damahls ward ich mit dem Duque de Medina Celi bekannt. Er lud sich bey mir zu einem Abendessen unter vier Augen ein, bestimmte den Tag, erschien zur Stunde und verliebte sich in mich. Vor allem verlangte er nun die Aufopferung aller übrigen Nebenbuhler von mir. Dies hatte keinen Anstand: denn ich konnte einer sehr guten Bezahlung dafür gewärtig seyn. Auch hatte ich mich nicht geirrt. Schon am nächsten Tage erhielt ich die

reichsten Geschenke von ihm. Diesen folgten von Zeit zu Zeit eben so bedeutende nach.«

»Bey dem allen konnte ich dennoch wegen der Beständigkeit eines Mannes von diesem Range nichts weniger als ruhiger seyn. Ich mußte sogar deshalb um desto größere Besorgnisse hegen, da er sehr berühmten Schönheiten entschlüpft, und so zu sagen, nur einen Augenblick in ihren Fesseln gewesen war. Indessen, anstatt von Tage zu Tage kühler zu werden, fand er vielmehr immer neues erhöhtes Vergnügen bey mir. Es ist wahr, ich verstand die Kunst ihn zu unterhalten und fesselte ihn auf diese Art, troß seiner natürlichen Flüchtigkeit, unwillkürlich an mich. So hatte unsere zärtliche Verbindung bereits drey Monathe gedauert, und ich glaubte seiner Beständigkeit vollkommen versichert zu seyn, als ich plötzlich auf folgende Art aus meiner Täuschung gerissen ward.«

»Ich hatte mich mit einer Freundinn in eine Gesellschaft begeben, in der sich auch der Duque mit seiner Gemahlinn befand. Es war nähmlich ein großes Vocal- und Instrumentalconcert veranstaltet worden, worin sich ein fremder Virtuose hören ließ. Zufällig kamen wir ziemlich nahe bey der Herzoginn zu sitzen, wiewohl ich es anfangs nicht gewahr ward. Sie aber fand sich durch meine Anwesenheit beleidigt und ließ mir durch eine ihrer Kammerfrauen sagen, auf der Stelle fortzugehen. Ich schickte dieselbe mit einer etwas mehr als starken Antwort zurück und behauptete meinen Platz. Die Herzoginn gerieth darüber in Zorn und beklagte sich bey ihrem Gemahl. Dieser kam nun selbst zu mir

und hub ziemlich lebhaft, jedoch mit leiser Stimme, folgendermaßen an:

»»Entfernen Sie sich, Lucinde, und zwar auf der Stelle, verstehen Sie mich? Wenn Creaturen wie Sie uns Männer von Stande für einen Augenblick fesseln mögen, so dürfen Sie darum doch nicht übermüthig seyn. Was wir unseren Gemahlinnen an Liebe entziehen, das legen wir ihnen an Ehre zu. Jedesmahl also, wenn eine von Euch unverschämt genug ist und sich ihnen gleichstellen will, wird sie mit Schimpf und Schande entfernt.«« — »So sprach der Undankbare, doch zum Glück so leise, daß es niemand von den nebensitzenden Personen vernahm. In demselben Augenblicke verließ er mich und setzte sich wieder zu seiner Gemahlinn. Ich gewann nun schnell die Thür und ging tief beschämt nach Hause, indem ich ein plötzliches Uebelbefinden vorgab.«

»Hier machte ich nun meinem Verdrusse durch einen Thränenstrom Luft, als plötzlich noch ein neuer Aerger dazu kam. Die Mitglieder der ganzen Gesellschaft, sowohl die Herren als die Damen, erfuhren nähmlich noch denselben Abend, was vorgefallen war. Man sollte meynen, es gäbe eine Art Dämon unter diesen Leuten, der immer dem einen hinterbringt, was eben den andern begegnet ist. So wenn z. B. ein Acteur bey einem Trinkgelage einen recht tollen Streich gemacht, oder eine Actrice mit einem reichen Galan den Pachtvertrag abgeschlossen hat, flugs ist es in der ganzen Gesellschaft bekannt. So war es denn auch mit der Concertscene der Fall. Meine sämmtlichen Collegen und Colleginnen erfuhren alles im ersten Augenblick

und ergötzten sich gar weidlich daran. Das ist der Geist der christlichen Liebe, der unter den Schauspielern herrscht! Nie zeigt er sich deutlicher, als bey einer solchen Gelegenheit.«

»Indessen setzte ich mich über dieses Geschwätz hinweg und tröstete mich über den Verlust des Duque mit der gewöhnlichen Actricenphilosophie. Ich sage Verlust, denn er kam nie wieder zu mir; ja er ging wenig Tage darauf eine neue Verbindung mit einer Sängerinn ein. Indessen wenn eine Schauspielerinn, glücklich genug, nur einmahl in der Mode ist, so hat sie Liebhaber in Ueberfluß. Ja eine Verbindung mit einem recht vornehmen Herrn und wenn sie nur drey Tage dauerte, erhöht noch ihren Werth. Sobald nun mein Bruch mit dem Duque bekannt geworden war, sah ich mich von einem Haufen neuer Anbether umringt. Die Nebenbuhler, die ich ihm aufgeopfert hatte, kamen jetzt verliebter als jemahls zurück. Dazu gesellten sich noch tausend andere, so daß ich damahls in Wahrheit auf dem Gipfel meiner Glorie war.«

»Unter allen denen, die sich um meine Gunst bewarben, schien mir ein guter dicker Deutscher, ein Gesandtschafts-Cavalier des Duque de Oßuna, einer der eifrigsten zu seyn. Sein Aeußeres war eben nicht besonders; allein er hatte sich eine Kleinigkeit von tausend Dublonen erspart, und diesen sprach er nun, um auf die Liste meiner begünstigten Liebhaber zu kommen, über die Maßen zu. Dies machte mich denn besonders aufmerksam auf ihn. So lange er nun den Aufwand fortsetzen konnte, war er mir stets ein sehr willkommener Gast. Als er aber keinen Maravedi mehr hatte, schloß

ich ihm die Thür vor der Nase zu. Mein Betragen mißfiel ihm natürlich, und so suchte er mich eines Abends während des Spieles auf dem Theater auf, wo ich mich eben hinter der Bühne befand.«

»Hier fing er nun an, mir Vorwürfe zu machen, ward aber natürlich ausgelacht. Darüber gerieth er in Zorn und gab mir eine tüchtige Ohrfeige auf Deutsche Manier. Ich that einen großen Schrey, stürzte auf das Theater, unterbrach das Spiel, apostrophirte den Duque de Oßuna, der gerade mit seiner Gemahlinn gegenwärtig war, und verlangte wegen dieses unmanierlichen Betragens Genugthuung und Gerechtigkeit. Der Duque befahl mit dem Stücke fortzufahren und behielt sich das Weitere nach dem Schlusse vor. Als nun das Stück geendigt war, begab ich mich in der größten Bewegung in die Loge des Duque und trug ihm meine Beschwerde vor. Mein Gegner ließ mich ruhig ausreden und vertheidigte sich dann auf eine zwar kurze, aber für mich höchst beleidigende Art.«

»Ich hab's gethan,« — sagte er kaltblütig — »und weiß recht sehr wohl, warum. Auch gereut es mich ganz und gar nicht. Es fehlt nicht viel, so fang' ich auf der Stelle von vorn an!« — So sprach er, und der Duque entschied darauf wie folgt: »»Breitendorf!«« — das war der Nahme dieses Cavaliers — »»Sie quittiren meinen Dienst und lassen sich nie wieder vor mir sehen. Nicht, weil Sie einer Actrice eine Ohrfeige gegeben haben, nein! aber weil Sie gegen Ihren Herrn und seine Gemahlinn den Respect aus den Augen setzten und in Ihrer Gegenwart die Vorstellung zu stören wagten, darum cassire ich Sie!««

»Ich gesteh' es, dieses Urtheil schmerzte mich außerordentlich, den unhöflichen Menschen nicht einmahl um meinetwillen fortzuschicken; es war zum Todtärgern, wer fühlt das nicht? Ich dachte nicht anders, als daß jede Beleidigung, einer Schauspielerinn angethan, wie ein Majestätsverbrechen zu ahnden und folglich der grobe Cavalier am Leben zu bestrafen sey. Dieser Vorfall überzeugte mich von meinem Irrthum. Ich sah jetzt ein, daß man die Schauspieler nur zu gut von ihren Rollen zu unterscheiden weiß. Dies machte mir das Theater zuwider; ich beschloß dasselbe zu verlassen und in eine andere Stadt in weiter Entfernung von Madrid zu ziehen.«

»Demzufolge wählte ich Valencia zu meinem künftigen Aufenthalt und reiste incognito dahin. Ich hatte an Diamanten u. dgl., so wie an baarem Gelde, ungefähr zwanzig tausend Ducaten bey mir. Dies schien mir für den Rest meines Lebens mehr als hinreichend zu seyn, indem ich mich von allem zurückzuziehen Willens war. Ich miethete mir also ein Häuschen und nahm blos eine Kammerfrau nebst einem Pagen an, die mich eben so wenig kannten als die ganze Stadt. Zugleich gab ich mich für die Witwe eines höheren Hofbeamten aus, die durch die Annehmlichkeiten von Valencia sich hier zu fixiren bestimmt worden sey. Dabey hatte ich fast gar keinen Umgang und lebte so ordentlich, daß sich kein Mensch etwas von meinem vorigen Stande träumen ließ.«

»Trotz meiner Sorgfalt indessen, mich verborgen zu halten, zog ich dennoch die Blicke eines Edelmanns auf mich, der ein Schloß bey Paterna be-

saß. Er war ein ziemlich hübscher Mann von fünf und dreyßig bis vierzig Jahren, aber äußerst verschuldet, was bey dem Valencianischen Adel eben so häufig wie anderwärts der Fall zu seyn pflegt. Dieser Cavalier fand mich nach seinem Geschmack, und suchte nun zu erfahren, ob ich auch sonst noch eine Parthie für ihn sey. Er schickte also seine Leute ab, um hinter das Wahre zu kommen, und vernahm mit großem Vergnügen, daß ich, bey einem recht hübschen Gesichte, auch überdies eine ziemlich reiche Witwe von Stande sey. Dies entschied denn auf der Stelle seine Wahl.«

»Kaum waren auch wenige Tage vergangen, als eine ehrliche Alte mit einer Bothschaft von ihm bey mir erschien. Er ließ mir nähmlich sagen, daß er von meinem tugendhaften Wandel wie von meiner Schönheit gleich bezaubert sey, daß er mir seine Liebe antrüge und daß er mich zum Altar führen wolle, sobald er so glücklich seyn würde, meine Einwilligung zu erhalten, die für ihn das Kostbarste auf der Erde sey. Ich verlangte hierauf drey Tage Bedenkzeit und zog Erkundigungen über ihn ein. Da ich nun nichts als Liebes und Gutes von ihm hörte, wiewohl mir seine Lage nicht verheimlicht ward, so entschloß ich mich ganz kurz und ließ mich bald darauf mit ihm trauen.«

»Don Manuel de Xerica« — dies war der Nahme meines Mannes — führte mich nun sogleich auf sein Schloß, das ein Ansehen von Alterthümlichkeit hatte, worauf er sich nicht wenig zu Gute that. Er behauptete, daß es von einem seiner Urahnen erbaut worden sey, und daß es folglich keine ältere Familie in Spanien gäbe, als die Xerica's,

Allein die Zeit hatte furchtbar an diesem alten Denkmahle genagt. Das Schloß, das schon auf mehreren Seiten gestützt war, drohte den völligen Einsturz. Welches Glück für Don Manuel, daß ich seine Gemahlinn geworden war! Ueber die Hälfte meines Capitals ward auf die Reparaturen verwandt. Mit den Zinsen des Restes indessen machten wir in diesem Lande noch immer Figur genug.«

»So befand ich mich denn, so zu sagen, in einer ganz neuen Welt; so war ich die Nymphe des Schlosses und hochgebiethende Dame des Kirchspiels. Als ausgezeichnete Künstlerinn aber wußte ich die glänzende Rolle sehr gut zu spielen, wozu ich durch meinen Rang berechtigt war. Ich nahm daher die äußerste Vornehmheit und das ganze Bühnengrandiose an, und erregte dadurch in meinem Dorfe einen sehr hohen Begriff von meiner Geburt. Wie würde man sich über mich lustig gemacht haben, hätte man meine wahre Geschichte gekannt! Der benachbarte Adel hätte mich mit Sarkasmen verfolgt, und die Landleute hätten nicht den zehnten Theil des bisherigen Respectes für mich gehabt.«

»So hatte ich sechs volle Jahre sehr glücklich mit Don Manuel gelebt, als ich ihn durch den Tod verlor. Er hinterließ mir eine Menge verwickelter Angelegenheiten und diese, Deine Schwester Beatrix, die eben vier Jahre alt war. Unser Schloß, unser einziges Besitzthum, war zum Unglück an mehrere Gläubiger verpfändet, worunter sich als vornehmster ein Don Bernardo Astuto *) befand. Dieser trug seinen Nahmen in Wahrheit mit Recht!

*) Bernhard List.

Er war der erste Procurator von Valencia und ein ausgelernter Rabulist überdies. Ja er hatte sogar die Rechte studirt, um recht methodisch ungerecht zu seyn. Welch ein furchtbarer Gläubiger! Ein Schloß in den Klauen eines solchen Procurators ist wie eine Taube, die ein Geyer in seinen Krallen hält.«

»In der That, sobald Don Bernardo den Tod meines Mannes erfahren hatte, fing er seine Operationen gegen mein kleines Besitzthum an. Unbezweifelt würde er auch dasselbe mit seinen Chicanen in die Luft gesprengt haben, hätte mein Schutzgeist nicht Contreminen angelegt. So wollte es denn mein glückliches Geschick, daß jener aus einem Feinde mein Sclave ward. Dieses geschah in einer Unterredung, die zwischen uns wegen der Concursklage Statt fand. Ich gestehe freylich, ich both alles zu seiner Eroberung auf. Ich mußte mein Schloß um jeden Preis behalten, und so suchte ich denn meine vielfältig erprobten Künste abermahls hervor. Bey dem allen mußte ich dennoch fürchten, ihn zu fehlen: denn er war so sehr in seine Geschäfte vertieft, daß er eines solchen Eindrucks gar nicht fähig schien.«

»Und dennoch, wer hätte es gedacht? dieser Duckmäuser, dieser Pandectenhengst, dieser Actenreiter vergaffte sich förmlich in mich. — »»Sennora!«« — hub er an — »»das Courmachen verstehe ich freylich nicht. Ich habe mich von jeher dergestalt auf meine Geschäfte gelegt, daß mir die Observanzen und Statuten der Liebe gänzlich fremd geblieben sind. Das Wesentliche indessen ist mir sehr wohl bekannt. Um also zur Sache zu kommen,

so sage ich Ihnen wie folgt: — Wollen Sie meine Frau werden, so werfen wir die Acten ins Feuer und das Uebrige lassen Sie meine Sorge seyn. Ich werde die Mitgläubiger schon abzuführen wissen, verlassen Sie sich darauf. Sie behalten Ihr Schloß, beziehen die Einkünfte davon und Ihre Tochter wird die Eigenthümerinn.««

»Mein und meines Kindes Interesse ließen mich nicht anstehen; ich nahm also seinen Vorschlag auf der Stelle an. Er seinerseits hielt auch sein Versprechen, trieb die Mitgläubiger zu Paaren und rettete mir mein Besitzthum. Vielleicht war dies das erste Mahl in seinem Leben, wo er etwas für eine Witwe und Waise that! Ich ward also Frau Procuratorinn und hörte doch nicht auf die Dame des Kirchspiels zu seyn. Indessen zerfiel ich durch diese Heirath mit dem Adel von Valencia. In den Augen aller dieser Frauen hatte ich mich nähmlich des meinigen verlustig gemacht; sie brachen daher für immer mit mir. Ich sah mich also auf die Bürgerclasse eingeschränkt. Dies kam mir freylich anfangs etwas hart an, weil ich sechs Jahre lang nur mit Damen von Stande umgegangen war. Allein ich tröstete mich dennoch in sehr kurzer Zeit.«

»So machte ich denn mit zwey anderen Procuratorsfrauen so wie mit einer Gerichtsschreiberinn Bekanntschaft. Alle drey waren recht possierliche Dinger und hatten sämmtlich einen Tik, der mir nicht wenig zu lachen gab. Sie glaubten nähmlich Damen von ausgezeichnetem Range zu seyn. — Ach! — sagte ich dann manchmahl zu mir selbst, wenn ich ihre Thorheiten so mit ansah — so sind die Menschen: jeder glaubt mehr als der andere

zu seyn. Ich dachte sonst, nur die Actricen wären so, aber ich sehe jetzt wohl, daß die Bürgersfrauen nicht anders sind. Ginge es mir nach, so müßten sie zur Strafe die Portraits ihrer Vorfahren im Hause haben; ich wette, sie hingen sie gewiß nicht an der lichtesten Stelle auf.«

»Nach vier Jahren legte sich Don Bernardo Astuto hin und starb; ich hatte keine Kinder von ihm gehabt. Mit dem Vermögen, das er mir bey meiner Verheirathung verschrieben hatte, und mit dem, was ich bereits besaß, war ich allerdings für eine reiche Witwe anzusehen. Auch galt ich weit und breit dafür. So kam es denn, daß sich ein Sicilianischer Edelmann, Nahmens Colifichini, um mich zu bewerben anfing. Er wollte mich ruiniren, oder mich heirathen, und ließ mir zwischen beydem die Wahl. Er war von Palermo nach Madrid gekommen, und wartete nun, wie er sagte, auf eine Schiffsgelegenheit, um wieder nach Sicilien zurückzugehen. Er war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, zwar klein, aber sehr schön gebaut, und hatte ein höchst einnehmendes Gesicht.«

»Er fand Mittel, mich unter vier Augen zu sprechen, und ich, um es nur zu gestehen, ich verliebte mich bey dieser ersten Unterhaltung sterblich in ihn. Der kleine Spitzbube seinerseits schien auch von meinen Reizen bis in den Himmel entzückt. Ich glaube, Gott verzeih' mir's, ich hätte ihn auf der Stelle geheirathet, hätte es sich bey dem kaum erfolgten Tode des Procurators nur einigermaßen geschickt. Allein seitdem ich einmahl ins Heirathen gekommen war, sah ich gewaltig auf die Anständigkeit. Wir beschlossen daher unsere Trauung

aus dieser Ursache aufzuschieben und lebten inzwischen auf gänzlich vertraulichem Fuß.«

»Wirklich ward Colifichini mit jedem Tage verliebter in mich. Allein mit der Börse des armen Jungen war es, wie ich nur zu bald inne ward, sehr schlecht bestellt. Ich half also aus, und von nun an hatte er vollauf. Hierzu ward ich durch folgende Gründe bestimmt. Einmahl mochte ich gut und gern noch einmahl so alt seyn. Dann hatte ich in meiner Jugend auch die Herren tüchtig gebrandschatzt; es war also eine Art Wiedererstattung, um mein Gewissen zu befreyen. So erwarteten wir nun mit der möglichsten Geduld den Ablauf der Witwenzeit. Als endlich diese um war, ließen wir uns trauen und lebten zwey volle Jahre in der zärtlichsten Einigkeit. Aber leider war uns nicht beschieden, lange so glücklich zu seyn: mein geliebter Mann starb an einer Brustkrankheit.«

Ey der Tausend, liebe Mutter — fiel ich hier ein — Ihr dritter Mann starb also ebenfalls! Das nenne ich mir ein mörderisches Feuer, das! — »Was soll ich dazu sagen, mein lieber Sohn?« — erwiederte sie — »gegen Gottes Rathschlüsse vermag kein Mensch etwas. Wenn mir drey Männer gestorben sind, was kann ich dazu? Ich habe zwey davon sehr schmerzlich beweint. Der dritte, der Procurator, ging mir nur wenig nahe. Ich hatte ihn blos aus Eigennutz geheirathet; ich tröstete mich leicht über seinen Verlust. — Doch ich komme auf Colifichini zurück,« — fuhr sie fort. — »Er hatte mir in unserm Ehecontracte als Witwensitz ein Landhaus verschrieben, das in der Nähe von Palermo lag. Um also davon Besitz zu neh-

men, schiffte ich mich einige Monathe nach seinem Tode mit Deiner Schwester nach Sicilien ein.«

»Auf dieser Ueberfahrt war es, wo eine von Euren Schebecken unser Fahrzeug nahm, so daß ich nebst Beatrix in die Sclaverey gerieth. Hierauf wurden wir feil gebothen, als Du glücklicherweise hinzu kamst. Wäre dies nicht geschehen, so würden wir in die Hände irgend eines barbarischen Herrn gefallen seyn. Dann wären wir, unter täglichen Mißhandlungen, vielleicht lebenslang in der Sclaverey geblieben, und Du hättest nie etwas von uns gehört.« — Mit diesen Worten endigte meine Mutter ihre Erzählung und bezog hierauf den schönsten Theil meiner Wohnung. Sie hatte dabey volle Freyheit, ganz nach ihrem Gefallen zu leben, was sie denn auch gar sehr nach ihrem Geschmacke fand.

Nach so vielen Jahren hatte sie sich nähmlich dergestalt an den Genuß gewöhnt, daß ihr ohne einen Mann oder einen Liebhaber zu existiren ganz unmöglich war. Sie warf daher ihre Augen anfangs auf einige meiner Sclaven, bis Ali Pegelin, ein Griechischer Renegat, der mich dann und wann besuchte, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich zog. Sie verliebte sich so heftig in ihn, als sie es nie in Colisichini gewesen war. Uebrigens konnte es, bey ihrer vieljährigen Uebung in der Kunst zu gefallen, gar nicht fehlen, daß auch dieser an sie gefesselt ward. Ich that indessen, als ob ich ihr Verständniß nicht bemerkte, und beschäftigte mich blos mit meiner Rückkehr nach Spanien. Der Pascha hatte mir nähmlich die Ausrüstung einer Raubschebecke erlaubt.

Ungefähr acht Tage zuvor, ehe alles zum Absegeln bereit war, unterrichtete ich nun meine Mutter davon. — »Sennora!« — sagte ich — »in kurzem segeln wir nun von Algier ab, und lassen diesen für Sie so scheuslichen Aufenthalt hinter uns!« — Bey diesen Worten erblaßte meine Mutter und antwortete mit keiner Sylbe darauf. Höchst erstaunt hierüber, hub ich also folgendermaßen an: »Was ist das, Sennora? Warum sehen Sie so erschrocken aus? Anstatt Ihnen Freude zu machen, betrübe ich Sie, wie es scheint. Ich dachte, es würde eine angenehme Nachricht für Sie seyn, daß alles zu unserer Abfahrt in Bereitschaft ist. Wünschen Sie denn die Rückkehr nach Spanien nicht mehr?«

»Nein, mein Sohn!« — war ihre Antwort — »ich wünsche sie nicht mehr. Ich verzichte für immer auf das Vaterland; ich habe zuviel traurige Erfahrungen daselbst gemacht.« — »Was hör' ich?« — rief ich mit Schmerzen aus — »sagen Sie vielmehr, daß eine neue Leidenschaft die Ursache davon ist. Himmel, welche Veränderung! Als Sie hier ankamen, wie erschien Ihnen alles so schwarz, so widrig, so verhaßt! Aber jetzt! Nun, Ali Pegelin hat Wunder gewirkt!« — »Ich läugne es nicht,« — erwiederte sie — »ich liebe diesen Renegaten, und ich denke, daß er mein vierter Mann werden soll.« — »Welches Vorhaben!« entgegnete ich mit Abscheu — »Sie die Frau eines Muselmannes? Sie bedenken also nicht, daß Sie eine Christinn sind, oder Sie waren es bis jetzt nur dem Nahmen nach?«

»Ach, liebe Mutter!« — fuhr ich fort — »was zeigen Sie mir für eine Zukunft? Sie bereiten sich Ihren Untergang zu. Sie wollen freywillig thun,

wozu ich nur durch die Noth gezwungen ward?« — So machte ich ihr eine Menge ähnlicher Vorstellungen, doch ohne daß es das Mindeste half: denn sie hatte ihren Entschluß einmahl für allemahl gefaßt. Aber nicht genug, ihrem abscheulichen Hange zu folgen und um des Renegaten willen mir zu entsagen, sollte auch Beatrix nicht mit nach Spanien gehen. Ich widersetzte mich natürlich diesem Vorhaben mit großer Lebhaftigkeit. — »Unwürdige Mutter!« rief ich aus — »wenn Sie denn nichts mehr abzuhalten vermag, so überlassen Sie sich wenigstens der Wuth, von der Sie besessen sind, ganz allein. Ziehen Sie aber dieses junge unschuldige Wesen nicht in diesen scheuslichen Abgrund mit hinab!«

Allein auch dies war in den Wind geredet; ohne ein Wort zu sprechen, entfernte sie sich. Ich glaubte demnach, sie wäre noch einigen Nachdenkens fähig und schämte sich auf ihrer Forderung zu bestehen; allein wie wenig kannte ich sie! — Schon zwey Tage darauf kam nähmlich einer meiner Sclaven zu mir und hub folgendermaßen an: »Sennor, seyn Sie auf Ihrer Huth! Ein Haussclave von Pegelin hat mir etwas vertraut, das nur zu wichtig für Sie ist. Donna Lucinde hat ihren Glauben verlassen, will sich wegen der Aeußerungen über Beatrix an Ihnen rächen und beym Pascha Ihre Verrätherinn seyn.« — Daß sie dies wohl im Stande wäre, zweifelte ich keinen Augenblick, und glaubte daher meinem Sclaven auf's erste Wort.

In der That, ich hatte, um ihren Charakter zu studiren, Zeit genug gehabt und wohl gemerkt, daß sie, nach so vielen blutigen Trauerspielrollen,

mit dem Verbrechen ganz vertraut geworden war. Sie hätte mich, mir nichts, dir nichts, lebendig verbrennen lassen, und wäre dabey so gleichgültig geblieben, wie bey irgend einer anderen Entwickelung der ersten besten Tragödie Ich nahm daher die Warnung meines Sclaven nichts weniger als auf die leichte Achsel, und beeilte meine Einschiffung und Abfahrt so sehr es nur möglich war. Zwar nahm ich, wie alle Algierische Corsaren, Türkische Matrosen an Bord, jedoch nur so viel, als ich zur Vermeidung des Verdachtes für nothwendig hielt.

Als nun endlich alles in Bereitschaft war, befahl ich die Anker zu lichten und segelte mit meiner Schwester Beatrix und allen meinen Sclaven ungehindert aus dem Hafen heraus. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß mein Geld- und Diamantenvorrath, ungefähr sechszig tausend Ducaten zusammen, nicht zurückgeblieben war. Kaum befanden wir uns nun auf hohem Meere, so machten wir uns über die Türkischen Matrosen her und fesselten sie. Dies geschah indessen nur ganz leicht: denn meine Sclaven bildeten ohnehin die Ueberzahl. Der Wind war uns so äußerst günstig, daß wir in wenig Tagen die Küsten von Italien sahen. So liefen wir denn auf das allerglücklichste in den Hafen von Livorno ein, wo sich beynahe die ganze Stadt versammelte, um uns an das Land steigen zu sehen.

Sey es nun Neugierde oder Zufall, genug, der Vater von meinem bisherigen Sclaven Azarini befand sich auch auf dem Kay. Aufmerksam betrachtete er jeden meiner Leute, wie sie das Schiff verließen, suchte wohl seinen Sohn mit den Augen, hatte aber nicht die mindeste Ahnung, ihn plötzlich

wiederzusehen. Welche Freude, als sie sich nun einander erkannten, und der so lange entbehrte, ja für todt gehaltene Sohn wieder an dem Herzen des Vaters lag! Azarini erzählte nun wahrscheinlich dem Greise, wie alles zugegangen war, und warum ich zurückgekommen sey. Ich mußte daher nebst Beatrix eine Wohnung bey ihm nehmen und ward mit Höflichkeiten überhäuft.

Mein erstes Geschäft war nun, wegen meines Zurücktrtites in den Schooß der Kirche die nöthigen Schritte zu thun. Indessen die umständlichen Einzelnheiten hierüber kann ich billig mit Stillschweigen übergehen. Genug, ich schwur den Koran wieder ab, und dies gewiß mit aufrichtigerem Herzen, als ich ihn früher annahm. Nachdem ich nun den Algierischen Aussatz gänzlich los war, verkaufte ich mein Schiff und schenkte allen meinen Sclaven die Freyheit. Die Türken aber wurden bis zur Auswechselung gegen Christen in das Bagno von Livorno gebracht. Beyde Azarini's bezeigten mir ihre Dankbarkeit auf alle nur mögliche Art. Der Sohn heirathete meine Schwester Beatrix, die freylich, als Tochter eines Edelmanns und als Besitzerinn des Schlosses Xerica, in Wahrheit keine üble Parthie war. Letzteres hatte meine Mutter an einen reichen Gutsbesitzer zu Paterna verpachtet, als sie ihre Reise nach Sicilien antrat.

Nach einem längeren Aufenthalte zu Livorno begab ich mich nach Florenz, hinlänglich mit Empfehlungsschreiben versehen. Azarini der Vater hatte Freunde am Hofe des Großherzogs und nahm ihre Güte und Gefälligkeit für mich in Anspruch. Da er mich ihnen als einen Spanischen Edelmann und

nahen Verwandten empfahl, setzte ich meinem Nahmen das von vor, wie es in Spanien so viele Bürgerliche nur zu häufig thun, behielt diesen Titel einmahl für allemahl bey, und trat mit großem Glanze bey Hofe auf. Ich hatte ja die Mittel zur würdigen Behauptung meines Adels aus Algier mitgebracht!

Hierzu kam noch, daß jeder der Cavaliere, an die ich von dem alten Azarini empfohlen war, mein Lob als eines Mannes von Stande sang. Es konnte daher gar nicht fehlen, daß ich auf solche Zeugnisse und bey der großen Figur, die ich spielte, ohne Schwierigkeit für einen Fremden vom ausgezeichnetsten Range galt. So ward ich denn auch in kurzem mit den vornehmsten Hofleuten bekannt und selbst dem Großherzoge vorgestellt. Ich hatte das Glück ihm zu gefallen, und nahm mir vor, ein eben so unermüdeter Höfling als aufmerksamer Beobachter zu seyn. Ich merkte daher genau auf alles, was seine ältesten Hofleute zu ihm sagten, und errieth daher bald, weß Geistes Kind er war und was er für Neigungen besaß.

So bemerkte ich unter andern, daß er ein großer Freund von Scherzen, Erzählungen und witzigen Einfällen war. Ich nahm daher meine Maßregeln darnach und trug jeden Abend mein morgendes Pensum in mein Taschenbuch ein. Ich war in dieser Hinsicht gleichfalls vortrefflich beschlagen und hatte, so zu sagen, einen ganzen Sack davon. Indessen, so sparsam ich auch damit umging, allmählig nahm der Vorrath dennoch sehr merklich ab; ich hätte mich also wiederhohlen oder gestehen müssen, daß ich mit meinem Latein zu Ende sey. Allein zum Glück

half ich mir durch meine Erfindungsgabe aus dieser Verlegenheit. So arbeitete ich mir eine Menge lustiger und galanter Geschichten aus, an denen der Großherzog nicht wenig Gefallen fand.

Freylich machte ich's dabey, wie es Schriftsteller von Handwerk sehr häufig thun. Was ich frühmorgens aus andern Büchern zusammenlas, das gab ich Nachmittags für meinen eigenen Zuwachs aus dem Stegreif aus. Noch nicht genug; ich warf mich auch als Dichter auf und spannte meine Muse zum Lobe des Großherzogs an. Meine Verse waren schlecht, ich will es ohne den mindesten Hehl gestehen. Doch wären sie tausendmahl besser gewesen, einer günstigeren Aufnahme hätten sie sich gewiß nicht zu erfreuen gehabt. Der Großherzog war äußerst zufrieden damit; vielleicht machte es der Inhalt, daß er sie für vortrefflich hielt. Wie dem aber auch seyn möge, er fand allmählig so viel Geschmack an meinem Umgange, daß die Eifersucht der Hofleute rege zu werden anfing.

Sie bemühten sich nun dahinter zu kommen, wer und woher ich wäre; erfuhren aber nichts weiter, als daß ich Renegat gewesen sey. Um mir zu schaden, hinterbrachten sie es sogleich dem Großherzog. Allein sie erreichten ihre Absicht abermahls nicht. Vielmehr mußte ich ihm nunmehr umständlich erzählen, wie es mir in Algier gegangen war. Ich that dies mit der größten Offenherzigkeit; alle diese Abenteuer belustigten ihn außerordentlich. — »Don Raphael!« — sagte er, als ich geendigt hatte — »ich habe Wohlwollen für Sie gefaßt, und damit Sie nicht daran zweifeln können, gebe ich Ihnen einen Beweis davon. Sie sollen der Bewahrer mei-

ner Geheimnisse seyn. Um einen Anfang damit zu machen, sage ich Ihnen denn, daß ich in die Gemahlinn eines meiner Minister verliebt bin.«

»Es ist dies die liebenswürdigste, aber auch die tugendhafteste Dame meines ganzen Hofes,« — fuhr er fort. — »Sie beschränkt sich auf ihre Häuslichkeit, lebt einzig und allein für ihren Gemahl, der sie anbethet, und scheint nicht einmahl zu wissen, daß ihre Schönheit in Florenz so großes Aufsehen macht. Jetzt denken Sie, ob diese Eroberung schwierig ist! Indessen, so unzugänglich diese Dame auch für gewöhnliche Liebhaber zu seyn scheint, meinen Seufzern hat sie doch bisweilen Gehör geschenkt, und ist mit meinen Gefühlen sehr wohl bekannt. Ihr Liebe eingeflößt zu haben, schmeichle ich mir freylich nicht; diesen reizenden Gedanken zu hegen, gab sie mir keine Veranlassung. Gleichwohl verzweifle ich nicht, ihr endlich zu gefallen, theils durch meine Beständigkeit, theils durch das Geheimniß, worin ich meine Bewerbung zu hüllen bemüht bin.«

»Meine Leidenschaft« — sprach er weiter — »ist Niemand als ihr bekannt. Anstatt meiner Neigung ohne Zwang zu folgen und mich als Souverain zu benehmen, entziehe ich Jedermann die Kenntniß davon. Ich glaube diese Rücksichten Mascarini, das ist der Gemahl meiner Geliebten, schuldig zu seyn. In der That machen mir sein Eifer und seine persönliche Anhänglichkeit, so wie seine wichtigen Dienste und seine Rechtschaffenheit, die größte Umsicht und das größte Geheimniß zu einer höchstnöthigen Pflicht. Ich will diesem armen Manne nicht den Dolch ins Herz stoßen, indem ich als Anbether seiner Gattinn auftrete; ich will ihm wo möglich für

immer verbergen, daß sie mir diese glühende Leidenschaft eingeflößt hat, denn ich bin überzeugt, es würde ihm das Leben kosten, wenn er wüßte, was Ihnen jetzt anvertraut wird.

»Ich betreibe daher« — schloß er endlich — »diese ganze Sache äußerst geheim. Sie, Don Raphael, sollen nun der seyn, der Lucretia — so heißt die Dame — von den Leiden unterrichten mag, die die Folge dieses traurigen Zwanges sind. Sie werden der Dollmetscher meiner Empfindungen seyn und sich dieses Auftrages vortrefflich entledigen; ich zweifle gar nicht daran. Suchen Sie mit Mascarini vertrauter zu werden; bemühen Sie sich seine Freundschaft zu gewinnen, machen Sie, daß Sie als Hausfreund Zutritt bey ihm bekommen, und verschaffen Sie sich auf diese Art die Gelegenheit, mit der Dame zu sprechen, so oft es nur gehen will. Das ist's, was ich von Ihnen erwarte, Don Raphael. Ich bin von Ihrer Geschicklichkeit und Verschwiegenheit, in Ansehung eines so kitzlichen Auftrages, im voraus überzeugt.«

Ich versprach dem Großherzoge mein Möglichstes zu thun, um seines Zutrauens würdig und seiner Leidenschaft förderlich zu seyn; und hielt ihm in Wahrheit auch treulich Wort. Ich both alles auf, um Mascarini einzunehmen, und erreichte meinen Zweck in sehr kurzer Zeit. Er kam mir auf halbem Wege entgegen; er war entzückt, daß sich der Liebling des Großherzogs um seine Freundschaft bewarb. Er erklärte mich für seinen Hausfreund und gestattete mir freyen Zutritt zu seiner Gemahlinn. Wirklich wußte ich mich aber auch so gut zu verstellen, das er sich von meinem Auftrage nicht das

Mindeste träumen ließ. Wahr ist freylich, für einen Italiener zeigte er nur wenig oder gar keine Eifersucht. Er vertraute der Tugend seiner Lucretia, verschloß sich in sein Cabinet und ließ mich häufig ganz allein mit ihr.

Ich ging nun keck und kühn sogleich mit der Sprache heraus und unterhielt die Dame von der Liebe des Großherzogs. Ja, ich sagte ihr ohne weitere Umstände, daß dies die eigentliche Absicht meiner Besuche sey. Sie schien mir nichts für ihn zu fühlen, wies aber, wie ich sehr wohl bemerkte, seine Bewerbungen aus Eitelkeit nicht zurück. Es machte ihr Vergnügen, ihn schmachten zu sehen; ihm jedoch die mindeste Gunst zu schenken, fiel ihr durchaus nicht ein. Sie hielt auf ihre Ehre, war aber doch immer nur ein Weib. Es entging mir also nicht, daß ihre Tugend allmählig zu capituliren anfing. Einen Souverain ihre Fesseln tragen zu sehen, war freylich ein Bild, das unwiderstehlich hinriß.

Aus allem ward mir folglich vollkommen klar, daß der Großherzog seines vollkommenen Sieges über diese Lucretia gewiß seyn konnte, ohne daß er den Tarquin zu spielen gezwungen war. Indessen trat unvermuthet ein Umstand ein, der diese Hoffnung mit einem Mahle vernichtete, wie ich sogleich erzählen will. Ich bin von Natur schon keck bey Weibern, und ich hatte dies, mag es nun eine gute oder schlechte Gewohnheit seyn, unter den Türken noch besser gelernt. Lucretia war schön. Ich vergaß, daß ich nur der Gesandte seyn sollte, und handelte für meine eigene Rechnung als Souverain. So both ich denn der Dame auf die möglichst galante Weise mein Herz mit allem seinen Zubehör

an. Wirklich fand sie sich auch so wenig beleidigt darüber, daß sie anstatt in Zorn zu gerathen, vielmehr lächelnd, folgendermaßen zu mir anhub:

»Gestehen Sie nur, Don Raphael, der Großherzog hat sich einen äußerst treuen und höchst eifrigen Vertrauten gewählt. Sie dienen ihm mit einer Redlichkeit, die des größten Lobes würdig ist.« — »Signora!« — erwiederte ich in demselben Tone — »nehmen wir's nicht so genau damit! Lassen wir die Betrachtungen! sie sind nicht günstig für mich; ich weiß es. Darum gebe ich mich völlig meinem Gefühle hin. Uebrigens glaube ich mit Gewißheit, daß ich nicht der erste fürstliche Vertraute bin, der seinen Herrn in einer galanten Affaire verrathen hat. Man weiß ja, daß die Flügelbothen dieser hohen Personen nicht selten ihre höchst gefährlichen Nebenbuhler sind.«

»Das kann möglich seyn!« — erwiederte Lucretia. — Was aber mich anlangt, so lasse ich mich nicht so weit herab. Nur ein Souverain kann mein Gefühl erregen, sonst niemand. — Hiernach richten Sie sich« — fuhr sie ernsthafter fort — »und brechen wir davon ab. Ich will vergessen, was Sie gesagt haben, doch mit der Bedingung, daß dies nicht wieder geschieht, denn sonst könnte es Sie gereuen!« — Diese Warnung war deutlich genug, und gewiß der Beachtung werth. Indessen gab ich darum doch nicht meine Bewerbungen auf. Im Gegentheil ward ich nur noch ungestümer, Lucretia's höchste Gunst zu erlangen, und vergaß mich sogar bis zur keckesten Unverschämtheit. Allein jetzt fand sich die Dame, sowohl durch meine Reden, als

durch meine Türkischen Manieren so beleidigt und so entrüstet, daß sie für immer mit mir brach.

»Ich werde Ihr schamloses Betragen« — sagte sie im höchsten Zorne — »dem Großherzog zu wissen thun. Ich werde ihn bitten, Sie so zu bestrafen, wie es eine solche Niederträchtigkeit verdient.« — Diese und ähnliche Drohungen brachten mich nun auch meinerseits auf. Meine Liebe verwandelte sich in Haß; ich beschloß mich für die Verachtung und für den Schimpf zu rächen, der mir angethan worden war. So begab ich mich also zu Mascarini, ließ ihn schwören mich nicht zu verrathen, und entdeckte ihm das geheime Verständniß seiner Gemahlinn mit dem Großherzog. Um den Eindruck noch zu verstärken, schilderte ich dieselbe als äußerst verliebt in diesen Souverain.

Der Minister, der keine verdrießliche Geschichte erleben wollte, nahm sogleich seine Maßregeln darnach. Er sperrte nähmlich ohne processualische Weitläufigkeiten seine Gemahlinn in ein abgesondertes Gemach und stellte einige treue Leute als Wächter bey demselben auf. Während sie nun so von Argusaugen umringt dem Großherzog unmöglich Nachricht von sich zu geben vermochte, bearbeitete ich auch diesen auf meine Art. Ich sagte ihm nähmlich mit der größten Traurigkeit von der Welt, daß jeder weitere Gedanke an Lucretia vergeblich sey; daß Mascarini wahrscheinlich alles entdeckt haben müsse, weil er seine Frau unter Schloß und Riegel hielt; endlich daß ich nicht wüßte wodurch ich ihm verdächtig geworden seyn möchte, da ich, meiner Meinung nach, mit der größten Feinheit zu Werke gegangen sey.

Allem Vermuthen zu Folge — fuhr ich fort — hat die Dame ihrem Gemahl gebeichtet und ihre Einschließung mit ihm verabredet, um vor allen ihre Tugend gefährdenden Nachstellungen gesichert zu seyn. — Der Großherzog schien über meinen Bericht äußerst betrübt. Dies schmerzte mich so sehr, daß ich das Geschehene zu bereuen anfing, was aber nunmehr zu spät war. Ueberdies, ich gestehe es aufrichtig, hatte ich eine recht boshafte Freude, die stolze Dame, die mich verschmäht hatte, in einer so verdrießlichen Lage zu sehen. Nach Herzenslust genoß ich also meine Rache eine volle Woche lang. Dies Gefühl ist ja so süß, und besonders für uns Spanier, die wir so glühend sind.

Nun fügte sich's eines Tages, daß ich mich nebst noch fünf oder sechs andern Cavalieren bey dem Großherzog befand, als dieser plötzlich folgendermaßen anhub: — »Sagt mir doch einmahl, Ihr Herren, welche Strafe verdient ein Mensch, der das Zutrauen seines Souverains gemißbraucht und ihm seine Geliebte zu rauben gesucht hat?« — »Man muß ihn viertheilen!« — sagte der eine Cavalier — »Todt prügeln!« — rief der andere, und so gab jeder eine andere Strafe an. Der mildeste darunter, der den Verbrecher noch am gnädigsten wegkommen ließ, schlug das Herabstürzen von einem Thurme vor. — »Und was meynt Don Raphael?« — wendete sich jetzt der Großherzog zu mir. — »Ich bin überzeugt, daß die Spanier in dergleichen Fällen eben so streng wie wir zu Werke gehen.«

Ich begriff sogleich, wie man wohl denken kann, daß ich von Mascarini verrathen und der Großherzog durch dessen Gemahlinn von allem Vorgefalle-

nen unterrichtet worden war. Meine schreckliche Unruhe verrieth sich auf meinem Gesichte nur zu deutlich. Indessen nahm ich mich zusammen und sagte mit fester Stimme zu dem Großherzog: »Sennor, die Spanier besitzen mehr Großmuth. Sie würden in diesem Falle dem Vertrauten verzeihen; sie würden durch ihre Milde eine Reue in seinem Herzen erwecken, die eben so lange dauern würde als seine Dankbarkeit.« — »Nun wohlan!« — erwiederte der Großherzog — »auch ich bin dieser Großmuth fähig; auch ich will dem Verräther verzeihen!«

»Im Grunde« — fuhr er fort — »bin ich auch selbst daran schuld: warum schenkte ich mein Vertrauen einem Unbekannten, von dem mir doch eine so üble Meinung beygebracht worden war! — Das also soll meine Rache seyn, Don Raphael! Verlassen Sie meine Staaten so schnell als möglich und kommen Sie mir nie wieder vor das Gesicht!« — Ich machte also meine Reverenz, und die Sache war abgethan. Meine Ungnade schmerzte mich durchaus nicht. Ich war vielmehr von Herzen froh, so wohlfeilen Kaufes davongekommen zu seyn. Ich schiffte mich also schon am folgenden Tage auf einer Spanischen Felucke ein, die nach Barcelona zurückging. — —

Bey diesen Worten unterbrach ich Don Raphael. — »Für einen Mann von Verstande,« — sagte ich — »begingen Sie, wie mich dünkt, einen gewaltigen Fehler, nicht gleich nach der Unterredung mit Mascarini von Florenz abzugehen. Sie hätten ja wohl denken können, daß sich Ihre Verrätherey nicht lange verbergen ließ.« — — Sie haben

vollkommen Recht! erwiederte er. — Auch hatte ich, trotz den Versicherungen des Ministers, mich nicht zu nennen, diesen Entschluß selbst gefaßt. —

Ich langte so — fuhr er fort — mit dem Rest meines Vermögens, wovon ich den größten Theil am Florentiner Hofe durchgebracht hatte, zu Barcelona an, blieb aber nur einige Tage daselbst. Meine Sehnsucht trieb mich nach meiner Geburtsstadt Madrid, und ich befriedigte diesen Trieb bey der ersten Gelegenheit.

Bey meiner Ankunft nahm ich ein Zimmer in einem der besten Hotels und machte daselbst zufällig mit einer gewissen Dame Bekanntschaft, die Donna Camilla hieß. Sie war zwar nicht ganz jung mehr, aber dennoch ein höchst einnehmendes Geschöpf. Ich berufe mich auf den Sennor Don Gil Blas, der sie ungefähr um dieselbe Zeit zu Valladolid gesehen hat. Ihr Geist übertraf noch ihre Reize; nie besaß eine Abenteuerinn ein solches Talent, Vögel zum Rupfen an sich zu ziehen. Ihre eigentlichen Liebhaber brandschatzte sie indessen niemahls, wie andere Koketten thun. Im Gegentheil, wenn sie einen alten Narren ausgezogen hatte, theilte sie sicher ihre Beute mit dem ersten Industrie-Ritter, der ihr gefiel.

Wir liebten uns vom ersten Augenblicke an, und schlossen bey der Gleichheit unserer Gesinnungen eine so innige Verbindung, daß bald die vollkommenste Gütergemeinschaft unter uns eingeführt ward. Einzubrocken freylich hatten wir alle beyde nicht viel; auch ward unser kleines Capitälchen in kurzem aufgezehrt. Zum Unglück dachten wir nähmlich alle beyde nur an unsere verliebten Geschäfte,

und machten von unserm schönen Talente, auf andere Leute Kosten zu leben, durchaus keinen Gebrauch. Endlich aber regte die Noth unsern Genius, der unter diesen Genüssen erschlafft war, zu neuer Thätigkeit auf.

»Lieber Raphael!« — hub daher Camilla eines Tages zu mir an: — »probiren wir es auf eine andere Art! Entsagen wir einer Treue, bey der wir zu Grunde gehen! Du kannst einer reichen Witwe den Kopf verdrehen; ich bekomme einen alten vornehmen Herrn ins Garn. Wenn wir's nicht so anfangen, kommen wir beyde zu Nichts.« — »Schönste Camilla!« — erwiederte ich — »Du kommst mir zuvor; ich ging mit demselben Gedanken um; ich bin ganz Deiner Meinung, mein englisches Kind! Um unser Doppelflämmchen unterhalten zu können, sehen wir uns nach den Mitteln dazu um. Unsere gegenseitigen Untreuen werden eben so viel Triumphe für uns seyn.«

Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen war, rückten wir beyde mit unseren Heeren ins Feld. Wir ließen es nicht an Eifer fehlen, sahen uns aber leider mit keinem Erfolge gekrönt. Camilla stieß auf nichts als junge süßliche Herren, mit deren Beutel es immer sehr schlecht bestellt zu seyn pflegt. Ich meines Theils that auch keinen Fang: denn ich fand nichts als Weiber, denen das Nehmen weit besser als das Geben gefiel. Da es nun mit der Liebe nicht gehen wollte, legten wir uns auf die Betrügerey. Hier arbeiteten wir nun so emsig und mit solchem Erfolge, daß es endlich dem Corregidor hinterbracht ward.

Dieser Mann war, was Strenge und Härte

anlangt, ein wahrer Satan in seiner Art. Er schickte also einen Alguazil zu unserer Verhaftung ab. Allein dieser war ganz das Widerspiel von ihm und ließ uns gegen eine kleine Belohnung unsere Straße ziehen. Wir wendeten uns also nach Valladolid und nahmen unsern Aufenthalt daselbst. Ich miethete ein Haus für uns allein und gab, um des Anstandes willen, Camilla für meine Schwester aus. Wir hielten anfangs unser Talent im Zaum und entsagten jeder Unternehmung, indem es vor allem auf die Kenntniß des Terrains ankam.

Eines Tages trat auf der Straße ein Mann zu mir heran, grüßte mich sehr höflich und sprach: »Sennor Don Raphael, erkennen Sie mich nicht?« — Ich verneinte es. — Darauf fuhr er fort: »Aber ich Sie, Sennor! Ich sah Sie am Florentiner Hofe! Ich war unter der Garde des Großherzogs. Vor einigen Monathen nahm ich meinen Abschied und ging mit einem der perfectesten meiner Zunft, einem Italiener, nach Spanien. Wir sind seit ungefähr drey Wochen in Valladolid und wohnen mit einem Castilianer und einem Gallego zusammen, zwey brave Bursche, wie es deren nur geben kann. Wir leben sämmtlich von unserer Hände Arbeit, essen vortrefflich und vergnügen uns königlich. Wenn Sie der Unsrige werden wollen, so können Sie der besten Aufnahme versichert seyn. Ich hielt Sie von jeher für einen wackern Mann, der über alles hinweg ist und offenbar Profeß bey uns gethan hat.«

Die Freymüthigkeit dieses Spitzbuben regte auch die meinige auf. — »Weil Sie so offen ge-

gen mich sind,« — sagte ich — »will ich's gleichfalls auch gegen Sie seyn. Allerdings bin ich in unserm Orden kein Novize mehr. Erlaubte mir die Bescheidenheit, meine Großthaten zu erzählen, so würden Sie sich überzeugen, daß Ihr Urtheil über mich keineswegs zu günstig war. Doch lassen wir die Complimente bey Seite! Ich nehme die mir angebothene Stelle an, und ich werde alles aufbiethen, um Ihnen zu zeigen, daß ich derselben nicht unwürdig bin.« — Kaum hatte ich nun diesem Meister Fingerfertig meinen Beytritt zu der noblen Gesellschaft zugesagt, so führte er mich in ihre Wohnung, und die Bekanntschaft machte sich in einem Augenblick. Hier sah ich denn auch unsern berühmten Ambrosio de Lamela zum ersten Mahl.

Sogleich stellten nun diese Herren über die Feinheiten der Kunst, dem lieben Nächsten das Seinige wegzupracticiren, ein kleines Examen mit mir an. Sie wollten sich nähmlich überzeugen, ob ich dieselbe auch recht aus dem Fundamente verstände. Allein ich machte ihnen so viel Hand- und Taschenstücke vor, die sie noch gar nicht kannten, daß ihre Bewunderung auf's Höchste stieg. Ja dieselbe vermehrte sich noch wo möglich, als ich folgenden Einfall hinwarf. »Dieses Händewesen« — sagte ich — »ist eigentlich zu gemein für mich. Dafür aber suche ich einen Meister in Spitzbübereyen, wozu Geist gehört.« — Zum Beweise davon erzählte ich ihnen die Geschichte mit Don Geronimo de Moyadas, schlicht und einfach, ohne alle Verzierung. Doch sie bekamen schon dadurch einen solchen Begriff von meiner Ueberle-

genheit, daß sie mich einstimmig zu ihrem Oberhaupte ersahen.

Ich rechtfertigte diese Wahl auf eine meiner würdige Art. Wir übten nähmlich eine Menge glücklicher Streiche aus, von denen ich so zu sagen die Seele war. Hatten wir etwa eine Dame dazu nöthig, so schoben wir Camilla ein. Die spielte alle Rollen, die wir ihr auftrugen, mit der größten Vollkommenheit. Um diese Zeit kam unserm lieben Mitbruder Ambrosio die Lust an, einmahl wieder in seine Provinz zu gehen. Er verließ uns also auf einige Wochen mit der bestimmten Versicherung seiner unfehlbaren Wiederkunft. Er hielt Wort und ging, um irgend ein Geschäft zu machen, über Burgos. Hier ward er durch einen bekannten Gastwirth in die Dienste des Sennor Don Gil Blas gebracht und erhielt alle nur mögliche Auskunft über diesen Cavalier.

Sennor Don Gil Blas, — fuhr Don Raphael fort, indem er sich zu mir wandte — Sie erinnern sich unserer glänzenden Expedition in dem bewußten Hotel zu Valladolid. Sie werden ohne Zweifel Ambrosio für den Rädelsführer gehalten haben und Sie haben vollkommen Recht. Gleich nach Ihrer Ankunft suchte er uns auf und machte uns mit Ihren Umständen bekannt. Die Congregation nahm sogleich ihre Maßregeln darnach, wie Ihnen nur zu gut bekannt ist. Was aber darauf noch weiter vorfiel, erzähle ich nunmehr. — Wir machten uns also mit Ihrem Mantelsacke und Ihren Maulthieren davon und schlugen den Weg nach Madrid ein. Um Camilla und unsere Cameraden bekümmerten wir uns indessen durchaus nicht. Alle wer-

den natürlich nicht wenig erstaunt gewesen seyn, uns am folgenden Tage nicht wieder zu sehen.

Wir selbst änderten indessen unsere Reiseroute schon am folgenden Tage ab. Anstatt nähmlich nach Madrid zu gehen, das ich aus guten Ursachen verlassen hatte, nahmen wir unsere Richtung auf Zebreros und setzten von da unsere Reise nach Toledo fort. Bey unserer Ankunft ward sogleich eine äußerst sorgfältige Toilette gemacht. Dann gaben wir uns für zwey Brüder aus Galizien aus, die zu ihrem Vergnügen reisten, und verschafften uns auf diese Art manche sehr artige Bekanntschaft. Ich war so gewohnt, den Mann von Stande zu spielen, daß ich von jedermann dafür gehalten ward. Da man nun gewöhnlich am ersten durch den Aufwand blendet, gaben wir den Damen eine Menge galanter Feste und imponirten so der ganzen vornehmen Welt.

Unter diesen Donnas fesselte mich eine, die noch schöner als Camilla und überdies um vieles jünger, war. Ich erkundigte mich nach ihr und hörte, daß sie Violanta hieß und erst vor kurzem geheirathet habe, allein mit ihrem Manne nicht glücklich sey. Er ziehe ihr nähmlich eine Schauspielerinn vor. Mehr bedurfte es nicht bey mir. Schnell hatte ich Violanta zur Dame meiner Gedanken erwählt. Ihr selbst konnte diese Eroberung nicht lange entgehen: denn ich folgte ihr auf allen Schritten nach und beging tausend Tollheiten obendrein. Sie sollte ja sehen, wie gern ich sie über die Untreue eines Mannes trösten wollte, der ihrer nicht würdig war. Die Schöne bedachte sich hierüber und ließ mich endlich wissen, daß ihr meine Huldigungen angenehm seyen.

Ich hatte ihr nähmlich durch eines der alten Mütterchen, die man in Spanien und Italien so bequem gebrauchen kann, mehrere Briefe zugesandt. Endlich erhielt ich eine Antwort darauf, die höchst befriedigend war. Die Dame meldete mir, daß ihr Mann alle Abende bey der Schauspielerinn esse und erst sehr spät nach Hause komme — eine kurze Nachricht, mit der alles gesagt war. So fand ich mich denn noch denselben Abend, d. h. nach zehn Uhr unter Violanta's Fenstern *) ein und knüpfte eine der zärtlichsten Unterhaltungen mit ihr an. Als wir uns endlich nach Mitternacht trennten, kamen wir überein, uns alle Nächte zu jener Stunde wieder zu sehen. Dies schloß indessen die anderen kleinen Galanterien bey Tage ganz und gar nicht aus.

So ging es eine halbe Woche fort, ohne daß dem Herrn Gemahle, Don Balthasar hieß der Ehrenmann, im mindesten zu nahe getreten ward. Allein endlich verlangte mich nach soliderer Kost. Ich begab mich also in der folgenden Nacht unter die Fenster der Dame, mit dem festen Entschlusse, ihr meine dringenden Wünsche kund zu thun. Ich wollte ihr nähmlich sagen, daß ich, ohne ihre Gunst zu genießen, nicht länger zu leben vermöchte; daß ich sie also beschwören müßte, mir eine Zusammenkunft zu bewilligen, wie sie meiner glühenden Liebe angemessen sey. Bis hierher hatte ich nähmlich meine Schöne dazu noch nicht zu bringen vermocht.

*) Alle diese Zusammenkünfte finden in der Regel vor den großen, hohen Gitterfenstern des untersten Stockes Statt. Aus dem Folgenden aber ergibt sich, daß dies hier nicht der Fall war.

Als ich nun so eben auf das Haus zuging, ward ich auf der Straße einen Mann gewahr, der mich zu beobachten schien. — Wirklich war dies, wie sich nachher ergab, Don Balthasar selbst, indem er diesmahl etwas früher nach Hause kam. Da er nun einen Fremden auf seine Thür zugehen sah, blieb er auf der Straße und spazierte langsam auf und ab. Ich war anfangs unschlüssig, was ich thun sollte; endlich aber hielt ich's fur's beste, auf Don Balthasar zuzugehen. Man bemerke wohl, daß jeder von uns dem andern völlig unbekannt war. — »Sennor Caballero,« — sagte ich also zu ihm — »haben Sie die Güte, mir für diese Nacht die Straße frey zu lassen, ich bitte Sie darum! Ein andermahl steh' ich auch Ihnen zu Diensten, Sennor!«

»Sennor Caballero!« — war seine Antwort — »eben wollte ich Sie um dieselbe Gefälligkeit bitten, denn auch ich bin in gewissen Geschäften hier. Ich liebe nähmlich eine Sennorita, die zwanzig Schritte von hier wohnt und von ihrem Bruder wie von einem Drachen bewacht wird. Es wäre mir also sehr lieb, niemanden auf der Straße zu sehen.« — »Ey, Sennor!« — erwiederte ich — »da kann uns beyden geholfen werden, ohne daß es Ihnen oder mir beschwerlich fällt: denn die Dame meiner Gedanken — ich zeigte auf sein eigenes Haus — wohnt hier. Wir müssen uns sogar beystehen, wenn etwa der eine oder der andere angegriffen wird.« — »Allerdings,« — war seine Antwort — »ich gehe zu meinem Hause, und wenn's noth thut, unterstützen wir uns!«

Mit diesen Worten verließ er mich, allein blos

um mich besser beobachten zu können, was auch bey der Dunkelheit der Nacht sehr bequem geschah, ohne daß ich es inne ward. Was mich anlangt, so näherte ich mich ganz unbedenklich dem Balkon meiner Herzenskönigin. Sie ließ auch wirklich nicht lange auf sich warten, und unsere zärtliche Unterhaltung nahm ihren Anfang. Ich ermangelte nun nicht, wegen der mir zu bewilligenden Schäferstunde auf's lebhafteste in sie zu dringen, wie man wohl denken kann. Sie widerstand ein wenig, um den Werth ihrer Gabe zu erhöhen, dann aber zog sie ein Briefchen aus der Tasche und warf es mir zu. — »Da,« — sagte sie — »da steht die Zusage von Ihrer ewigen Quälerey!« — Hierauf entfernte sie sich, weil es beynahe die Zeit war, wo Don Balthasar gewöhnlich nach Hause kam.

Ich steckte also das Briefchen ein und schritt auf das Haus zu, das mir von ihm bezeichnet worden war. Allein der wackere Herr Camerad, der wohl bemerkt hatte, daß ihm die Sache gewaltig nahe anging, kam mir entgegen und hub folgendermaßen an: — »Nun, Sennor Caballero, haben Sie gute Geschäfte gemacht?« — »Ich bin zufrieden,« — erwiederte ich. — »Und Sie,« — fuhr ich fort — »wie steht's mit Ihnen? hat das Glück Ihre Wünsche ebenfalls gekrönt?« — »Leider nicht!« — antwortete er traurig. — »Der verwünschte Bruder meiner Schönen war auf sein Landgut gereist. Wir glaubten, er würde erst morgen wiederkommen — siehe, da führt' ihn der Guckguck schon heute wieder zurück. Dieser verdammte Zufall hat mich um mein ganzes erwartetes Vergnügen gebracht.«

So sprach er und ich bedauerte ihn. Wir tausch-

ten dann eine Menge Freundschaftsversicherungen aus und verabredeten, um uns noch inniger zu verbinden, für den folgenden Tag eine Zusammenkunft auf der Plaza Mayor. Don Balthasar begab sich hierauf nach Hause, ohne Violanten im mindesten merken zu lassen, daß er von allem Vorgefallenen unterrichtet war. Am nächsten Vormittage trafen wir uns also an dem abgeredeten Orte und begrüßten uns mit einer Herzlichkeit, die von seiner Seite erheuchelt, von der meinigen aber aufrichtig war. Hierauf vertraute mir der Hinterlistige seine ganze erlogene Geschichte mit der erwähnten Sennorita, was aber ein bloßes von ihm erdichtetes Machwerk und zu einer Falle für mich bestimmt war.

Er wollte mich nähmlich auch seinerseits treuherzig machen, um zu erfahren, wie ich mit Violanta bekannt geworden sey. Ich ließ mich denn auch fangen und erzählte ihm alles mit der größten Offenheit. Ja, ich zeigte ihm sogar ihr letztes Billet und las es ihm vor wie folgt:

»Morgen esse ich zu Mittag bey Donna Ines. Sie wissen, wo sie wohnt. Hier will ich Sie denn unter vier Augen sehen. Ich kann Ihnen nicht länger eine Gunst verweigern, deren Sie nach meiner Meinung würdig sind.« —

»Der Tausend!« — sagte Don Balthasar — »das ist einmahl ein Billet, das etwas sagen will! Nun, ich gratulire Ihnen im voraus zu ihrem Glücke, Sennor!«

Während er so sprach, schien er doch nicht ganz in seiner gewöhnlichen Fassung zu seyn, indessen verbarg er seine Unruhe und Verlegenheit nur zu leicht vor mir. Ich war nähmlich so voll von mei-

nen Hoffnungen, daß ich wenig oder gar nicht auf meinen Vertrauten Achtung gab. Indessen aus Besorgniß, sich endlich zu verrathen, verließ er mich, eilte sogleich zu seinem Schwager und unterrichtete ihn von dem Vorfall. Was sie nun beyde beschlossen, ist mir unbekannt, doch läßt es sich aus Folgendem absehen. Als ich nähmlich kaum mit Violanten bey Donna Ines zusammengekommen war, erschien Don Balthasar vor der Thür dieser Dame und that einen heftigen Schlag. Wir erfuhren sogleich, daß er es sey, und ich entschlüpfte durch eine Hinterthür.

So wie mich nun die beyden Donnas in Sicherheit wußten, erhohlten sie sich von ihrem Schrecke und empfingen den unzeitigen Freudenstörer mit einer solchen Keckheit, daß er wohl merkte, ich müßte gut versteckt, oder bereits entkommen seyn. Was er jedoch seiner Frau und Donna Ines hierüber sagte, kann ich nicht erzählen, weil es nie zu meiner Kunde gekommen ist. Unterdessen hatte ich noch keine Ahnung davon, daß ich eigentlich von ihm zum Besten gehalten ward. Fluchend verließ ich also das Haus der Donna Ines und kehrte, wie ich mit Lamela verabredet hatte, auf die Plaza Mayor zurück, fand ihn aber nicht daselbst. Der Spitzbube hatte auch seine kleinen Geschäfte und war darin um vieles glücklicher als ich.

Während ich nun so auf ihn wartete, siehe, da kam mein falscher Vertrauter äußerst lustig daher. — »Nun,« — sagte er lachend — »wie ist's mit Ihrer Schäferstunde bey Donna Ines abgelaufen? Erzählen Sie mir doch!« — »Ich weiß nicht,« — erwiederte ich — »welcher eifersüchtige Dämon alle

meine Freuden zu nichte zu machen sucht. Da war ich allein mit meiner Dame, bath sie dringend, mich glücklich zu machen, und war im Begriffe erhört zu werden. Plötzlich kommt ihr verdammter Mann, schlägt an die Pforte, und alles ist aus. Ich flüchtete mich durch eine Hinterthür und wünschte den beschwerlichen Gast zu allen Teufeln fort.

»Ich condolire auf's herzlichste!« — erwiederte Don Balthasar, der seine Schadenfreude kaum zu verbergen im Stande war. — »Das ist ein unverschämter Ehemann! Geben Sie ihm keinen Pardon, durchaus nicht!« — »O lassen Sie mich nur machen!« — war meine Antwort — »diese Nacht will ich mir schon meine Revanche nehmen; ich gebe Ihnen mein Wort darauf! Donna Violanta selbst sagte mir beym Abschied, daß eine solche Kleinigkeit nicht zu beachten sey; daß ich nur etwas früher als gewöhnlich kommen sollte, worauf sie mich ganz bestimmt einlassen würde; daß ich aber einige Freunde mitnehmen möchte, um bey einem Ueberfall gehörig gedeckt zu seyn.«

»Das nenne ich mir eine kluge, vorsichtige Dame!« — fiel Don Balthasar ein. — »Nun, ich biethe mich Ihnen zum Begleiter an!« — »Ach, theuerster Freund!« — rief ich vor Freude außer mir und umhalste ihn: — »wie sehr verbinden Sie mich!« — — »Ich will noch mehr thun!« — fuhr er fort — »Ich kenne einen jungen Mann, der ein wahrer Cäsar ist. Er soll mit dabey seyn; dann sind Sie der vollkommensten Bedeckung gewiß!« — Dieser Eifer meines neuen Freundes entzückte mich so sehr, daß ich kaum Worte für meine Dankbarkeit fand. Ich nahm also den mir versprochenen Beystand an, redete mit

ihm ab, wann wir uns unter Violanta's Fenstern finden wollten, und verließ ihn.

Don Balthasar hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als zu dem vermeyntlichen Cäsar, d. h. zu seinem Schwager zu gehen. Ich aber blieb bis zur bestimmten Stunde mit Lamela zusammen, ohne daß weder ihm noch mir bey des Herrn Gemahles außerordentlichem Eifer etwas Arges einfiel. Wir gingen also blindlings in die Falle, was freylich Leuten von unserm Handwerk kaum zu verzeihen war. Als es nun Zeit wurde uns an Ort und Stelle einzufinden, nahmen wir unsere Stoßdegen und begaben uns vor Violanta's Wohnung. Hier fanden wir Don Balthasar und noch einen andern Sennor; sie warteten bereits auf mich. — »Dies ist der Cavalier!« — hub jener an, indem er auf seinen Schwager zeigte — »dessen Tapferkeit Ihnen so eben von mir gerühmt ward. Nehmen Sie ihn in das Haus Ihrer Geliebten mit und genießen Sie Ihres Glücks in vollkommener Sicherheit!«

Nach einigen gegenseitigen Complimenten klopfte ich nun an die Thür, sah sie von einer Art Duenna öffnen, trat hinein, ohne zu bemerken, was hinter mir vorging, und eilte in Violanta's Gemach. Unterdessen waren mir die beyden Verräther gefolgt, hatten Lamela ausgeschlossen und überraschten uns nun, indem sie sich zu erkennen gaben, auf eine freylich abscheuliche Art. Hier galt es nun kein Federlesen, wie man wohl denken kann. Ich zog daher frisch von Leder und setzte mich in Positur. Beyde fielen zugleich gegen mich aus; allein ich zeigte Ihnen, wer ich war. Ich parirte und legirte sie wechselsweis auf eine so nachdrückliche Art, daß sie der

ganze Handel wahrscheinlich zu gereuen anfing. Endlich, um dem Dinge ein Ende zu machen, stieß ich Don Balthasar durch und durch.

So wie ihn nun sein Schwager fallen sah, gewann er die Hausthür, die offen stand. Während wir uns nähmlich schlugen, hatten sich Violanta und die Duenna in Sicherheit gebracht. Ich verfolgte ihn bis auf die Straße, wo ich Lamela fand. Dieser war sehr erfreut, mich wieder zu sehen. Er hatte nähmlich nicht gewußt, was er von dem Lärmen im Hause denken sollte, zumahl da von den sich flüchtenden Frauen nicht das Mindeste zu erfahren war. Wir eilten nun in unser Wirthshaus, packten unsere besten Sachen zusammen, bestiegen unsere Maulthiere und verließen noch in derselben Stunde die Stadt.

Wir begriffen nähmlich sehr wohl, daß diese Geschichte bedenkliche Folgen haben würde, und kamen also diesen Nachforschungen aus guten Gründen zuvor. So langten wir ziemlich spät zu Villarubia an und blieben daselbst. Einige Zeit darauf fand sich auch noch ein Kaufmann aus Toledo ein, der nach Segorbe ging. Wir aßen mit ihm zu Abend und vernahmen den ganzen tragischen Vorfall, wie er nur zu gut bekannt war. Der Kaufmann hatte indessen nicht den mindesten Gedanken an uns; wir thaten also kecklich eine Menge Fragen an ihn. — »Sennores,« — war seine Antwort — »ich erfuhr diese traurige Geschichte eben als ich abzureisen im Begriffe war. Man suchte Violanten überall. Der Corregidor, ein Verwandter von Don Balthasar, biethet zur Habhaftwerdung der Mörder alles nur

Mögliche auf. Das ist's, Sennores, was ich von der Sache weiß.«

Wiewohl mich nun die Nachforschungen des Corregidors von Toledo eben nicht sonderlich beunruhigten, beschloß ich dennoch, Neucastilien so schnell zu verlassen, als es nur immer möglich war. Ich bedachte nähmlich, daß Violanta, wenn sie in die Hände ihrer Verfolger fiele, vor Gericht alles gestehen und mich auf eine Art bezeichnen würde, über deren Folgen mir kein Zweifel übrig blieb. Aus Vorsicht vermieden wir daher vom nächsten Tage an den Camino Real*). Zum Glücke kannte Lamela beynahe ganz Spanien und besonders gerade die sicheren Um- und Schleichwege nach dem Aragon. Anstatt also in gerader Linie nach Cuenca zu gehen, warfen wir uns in die Gebirge vor dieser Stadt. So kamen wir auf Fußpfaden, die meinem Führer sehr wohl bekannt waren, zu einer Grotte, die ganz wie eine Einsiedeley aussah.

Wirklich war es dieselbe, wo Sie uns gestern fanden, als das Ungewitter ausbrach. Ich betrachtete die reizende Landschaft rings umher, als mein Gefährte folgendermaßen anhub: »Es sind nun sechs Jahre, daß ich auch einmahl hier durch kam. Damahls fand ich einen alten Einsiedler in der Grotte, der mich sehr liebreich aufnahm und alles mit mir theilte, was er an Lebensmitteln besaß. Er war ein frommer, heiliger Mann, ich denke noch immer daran. Wenig fehlte, so hätte er mich durch seine Reden der Welt zu entsagen vermocht. Vielleicht lebt er noch; ich will doch zusehen!« —

*) Der chaussirte Haupt- und Postweg.

Bey diesen Worten stieg Ambrosio ab und ging in die Grotte hinein.

Nach einigen Augenblicken kam er zurück und sprach: »Kommt, Raphael, wenn Ihr etwas recht Rührendes sehen wollt!« — Ich stieg also ebenfalls ab. Wir banden unsere Maulthiere an die Bäume und begaben uns in die Einsiedeley. Hier sahen wir den ehrwürdigen Greis auf seinem armseligen Lager, leichenblaß im letzten Todeskampfe ausgestreckt. Sein weißer, dicker Bart ging ihm tief unter die Brust hinab, und zwischen seinen gefalteten Händen befand sich ein großer verschlungener Rosenkranz. Als wir nun näher traten, erwachte er bey dem Geräusche noch einmahl aus seinem Todesschlummer, schlug seine schon halb gebrochenen Augen auf, betrachtete uns einen Augenblick und redete uns dann an, wie folgt:

»Wer Ihr auch seyn mögt, Brüder! Nehmt wohl zu Herzen, was Ihr seht. Vierzig Jahre lebte ich in der Welt; sechszig Jahre brachte ich in dieser Einsamkeit zu. Wie lange kommt mir jetzt die Zeit vor, wo ich mich den Vergnügungen ergab! Wie kurz dagegen erscheint mir die, die der Buße gewidmet war! Ach, dennoch fürchte ich, daß der Bruder Johannes, trotz seinen strengen Uebungen, die Sünden von Don Juan de Solis noch keineswegs hinlänglich abgebüßt hat!« — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er verschied. Sein Tod rührte uns ungemein. Solche Dinge machen auch auf den Ausgelassensten einigen Eindruck.

Lange indessen hielt diese Stimmung nicht bey uns an. Bald vergaßen wir vielmehr seine Worte und gingen an's Inventarium. Dies machte uns

jedoch nur wenig Mühe, weil außer dem alten Gerülle, das Sie selbst gesehen haben, nicht das Mindeste weiter vorhanden war. Eben so schlecht, wie mit dem Mobiliare, war es auch mit der Küche bestellt. Außer einem Säckchen mit Haselnüssen und einigen alten Gerstenbrotrinden fand sich durchaus nichts vor. Letztere mußten für den armen alten Mann, der keinen Zahn mehr hatte, zu hart gewesen seyn. Nach allem, was wir nun in dieser einsamen Felsenwohnung sahen und fanden, erschien uns der Verstorbene als ein vollendeter Heiliger. Auffallend für uns indessen war der Inhalt eines unversiegelten Briefes, der auf dem Tische lag.

In diesem bath nähmlich der Bruder Johannes den Finder um einen Liebesdienst. Er sollte seinen Rosenkranz und seine Sandalen dem Bischof von Cuenca überbringen, für den Beydes als ein Vermächtniß bestimmt schien. Wir konnten nicht recht begreifen, wie dieser neue Vater der Wüste auf den Gedanken eines solchen Geschenkes an seinen Bischof gekommen war. Ueberdem schien uns dies auch der Demuth eines Einsiedlers nichts weniger als angemessen zu seyn. Vielmehr verrieth es beynahe die Hoffärtigkeit eines Mannes, der sich schon für selig gesprochen hält. Möglich aber auch, daß alles nichts als heilige Einfalt war, was denn auf sich beruhen mag.

Während wir so darüber sprachen, kam mein Gefährte plötzlich auf einen höchst drolligen Einfall. — »Raphael,« — sagte er — »laß uns hier bleiben! Wir begraben den Todten, verkleiden uns als Einsiedler und Du giltst dann für ihn. Ich nenne mich Bruder Antonio und terminire in allen

Städten, Flecken und Dörfern der Nachbarschaft. Auf diese Art sind wir einmahl vor allen Nachforschungen des Corregidors geschützt: denn hier sucht uns sicher kein Mensch auf. Dann habe ich auch mehrere gute Bekanntschaften zu Cuenca, die ich nicht unbenutzt lassen will.« — So sprach er, und ich billigte seinen seltsamen Plan; weniger indessen um seiner Gründe willen, als weil ich selbst Gefallen an dieser lustigen Rolle fand.

Wir machten also dreyßig bis vierzig Schritte von der Grotte ein Grab und scharrten den armen alten Bruder Johannes ein. Versteht sich, daß wir ihm vorher seine Kutte ausgezogen hatten, die durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten ward. Auch schnitten wir ihm seinen langen weißen Bart ab, was einen falschen zu meinem Gebrauche gab. So nahmen wir nach dem Begräbnisse unsers Vorfahrers förmlich Besitz von der Einsiedeley. Den ersten Tag sah es mit unsern Tractamenten erbärmlich aus, denn wir waren auf die Nüsse und Brotrinden beschränkt. Am folgenden Morgen aber in aller Frühe machte sich Lamela mit den beyden Maulthieren nach Toralba auf. Hier verkaufte er dieselben und kam des Abends mit Lebensmitteln und einer Menge anderer Sachen zurück.

Hierunter befand sich denn auch Mehreres, was zu unserer Verkleidung nöthig war. So schneiderte er sich selbst eine Kutte von grobem Tuche zusammen und machte sich einen rothen Bart von Pferdehaar. Diesen befestigte er sich vermittelst Fäden so gut an den Ohren, daß jeder geschworen hätte, daß es ein natürlicher sey. Ueberhaupt ging nichts über seine Geschicklichkeit. So richtete er auch den

Bart des seligen Johannes recht kunstmäßig zu und heftete mir denselben auf gleiche Weise an. Meine baumwollene Mütze, die ich tief über die Ohren zog, vollendete den Betrug. Auf diese Art fehlte auch nicht das Mindeste an unserer Verkleidung.

Indessen konnten wir uns bey unserm possierlichen, uns so wenig geeigneten Anzuge gegenseitig nicht ohne Lachen ansehen. Neben der Kutte des frommen Johannes trug ich auch noch seine Sandalen und seinen Rosenkranz. Freylich enthielt ich dieselben dem Bischofe von Cuenca vor; allein ich machte mir kein Gewissen daraus. Wir befanden uns nun bereits drey volle Tage in der Grotte, ohne daß sich eine Seele bey uns sehen ließ. Endlich am vierten kamen zwey Bauern an. Sie brachten dem Seligen, den sie noch am Leben glaubten, Brot, Zwiebeln und Käse als Almosen mit. Ich hatte mich unterdessen, sobald ich sie ansichtig ward, auf unser Lager geworfen, und täuschte sie mit der größten Leichtigkeit.

Einmahl unterschied man in der Dunkelheit der Grotte mein Gesicht ohnehin nicht recht. Dann ahmte ich die Stimme des Bruders Johannes, die ich ja noch gehört hatte, so gut als möglich nach; sie hatten also keinen Gedanken an eine Betrügerey. Nur schienen sie sich zu verwundern, daß noch ein zweyter Einsiedler dazu gekommen war. Lamela bemerkte dies und hub hierauf mit salbungsvollem Tone an, wie folgt: »Lieben Brüder, mäßigt Euer Erstaunen, mich hier zu sehen. Ich verließ meine Einsiedeley im Aragon blos deswegen, um dem ehrwürdigen Bruder Johannes Gesellschaft zu leisten, der Eurer Liebe so würdig ist. Bey seinem

hohen Alter bedurfte er eines Gefährten, der ihn warten und pflegen, auch das Nöthige herbeyhohlen kann.«

So sprach Ambrosio, und wurde wegen seiner christlichen Liebe von den Bauern mit Lobsprüchen überhäuft. Sie konnten gar nicht aufhören, ihm ihre Freude zu bezeigen, daß nun zum Ruhme ihrer Gegend zwey heilige Männer daselbst befindlich seyen. Unter mehreren anderen Dingen hatte Lamela auch einen großen Quersack eingekauft. Hiermit ging er nun das erste Mahl auf's Terminiren nach Cuenca, das nur eine starke Stunde von uns entfernt lag. Er hat, wie Sie sehen, schon von Natur ein frommes geistliches Ansehen, und versteht überdies die Kunst, es geltend zu machen, meisterhaft. Es konnte daher gar nicht fehlen, daß er alle christlichen Seelen in Brandschatzung setzte und seinen Bettelsack über und über angefüllt bekam.

»Nun, Ambrosio!« — sagte ich daher zu ihm, als er zurückkam, — »ich wünsche Dir Glück zu Deinem Talent. Du verstehst es, wie man den frommen Gemüthern beykommen kann. Steh' mir Gott bey! man sollte meynen, Du hättest das Terminiren bey den Capuzinern gelernt!« — »Hoho!« — erwiederte er — »das ist noch nichts; ich habe noch ganz andere Geschäfte gemacht. Ich habe nähmlich ein altes Liebchen von mir, eine Donna Barbara, aufgefunden, die es wie wir gemacht hat, und eine Bethschwester geworden ist. Sie wohnt mit noch zwey oder drey ähnlichen Damen zusammen, und so wie sie die Leute äußerlich erbauen, führen sie im geheim das ärgerlichste Leben, das man sich denken kann.«

»Anfangs« — fuhr er fort — »erkannte sie mich durchaus nicht. Ich redete sie also an und sprach: Ey, ey, Donna Barbara! besinnen Sie sich denn gar nicht mehr auf mich? Ich bin ja Ihr alter Freund und Diener Ambrosio! — »»Wahrhaftig, Sennor!«« — erwiederte sie — »»ich hätte in meinem Leben nicht gedacht, Sie in diesem Gewande wieder zu sehen. Wie der Tausend! sind Sie denn ein Einsiedler geworden? Erzählen Sie mir's doch!«« — Das kann ich in diesem Augenblicke nicht, — war meine Antwort — die Geschichte ist ein wenig lang. Morgen Abends aber soll es gewiß geschehen. Ueberdies bringe ich auch meinen Gefährten, den Bruder Johannes, mit.«

»»Den Bruder Johannes,«« — fiel sie ein — »»den guten alten Einsiedler aus der Nachbarschaft? Ey mein Gott, wie ist das möglich? Er soll ja über hundert Jahre alt seyn.«« — »Richtig,« — erwiederte ich — »so alt war er; seit einigen Tagen aber hat er sich gar sehr verjüngt; er zählt jetzt nicht mehr Jahre als ich.« — »»Nun denn,«« — entgegnete sie — »»so bringen Sie ihn mit. Ich sehe wohl, daß irgend ein Geheimniß hier darunter steckt.«« — Am folgenden Abend stellten wir uns also bey diesen frommen Damen ein. Sie empfingen uns vortrefflich und gaben uns ein herrliches Gastmahl obendrein. Wir warfen vor allem unsere Kutten und Bärte ab und zeigten uns unsern Göttinnen in unserer wahren Gestalt.

Doch auch sie selbst blieben an Offenheit nicht hinter uns zurück. Sie bewiesen uns, was Bethschwestern nicht alles mit sich machen zu lassen pfle-

gen, sobald nur einmahl die Maske abgeworfen ist. Wir brachten daher die ganze Nacht in Saus und Braus zu und kehrten erst kurz vor Tagesanbruch nach unserer Grotte zurück. Ein paar Tage darauf hatten wir ein ähnliches Fest; kurz es ging drey volle Monathe so fort. Wir brachten auf diese Art über zwey Drittheile unsers Capitälchens mit jenen Damen durch. Wie aber alles in dieser Welt ein Ende nimmt, so auch diese fromme Vereinigung.

Irgend ein eifersüchtiger Satanas hatte nähmlich die Sache entdeckt und alles der Justiz angezeigt. Diese sollte sich heute einfinden, um uns ein Freylogis anzuweisen, das uns am wenigsten anstand. Gestern, als Ambrosio wieder in der Stadt terminirte, begegnete er einer unserer Freundinnen und erhielt ein Billet von ihr. — »Da,« — sagte sie — »das schreibt mir eine Bekannte; ich hätte es durch einen Expressen geschickt. Geben Sie es dem Bruder Johannes und nehmt Eure Maßregeln darnach!« — Das war das Billet, Ihr Herren, das mir Lamela in Eurem Beyseyn gab, wodurch unser schneller Aufbruch veranlaßt ward.

Zweytes Capitel.

Wie sich Don Raphael und die andern berathschlagten, und was ihnen, als sie eben den Wald verlassen wollten, für ein Abenteuer aufstieß.

Als Don Raphael seine Geschichte, die mir ein wenig lang vorkam, auf diese Art geendigt hatte,

bezeigte ihm Don Alfonso aus Höflichkeit sein besonderes Wohlgefallen daran. Hierauf wendete sich Ambrosio zu seinem Gefährten und sprach: »Raphael, bedenke, daß die Sonne im Untergehen ist. Ich meyne, wir sollten berathschlagen, wohin die weitere Reise gerichtet werden soll. — »Du hast Recht,« — erwiederte dieser — »wir müssen vor allem darüber einig seyn.« — »Was mich anlangt,« — nahm Ambrosio wieder das Wort — »so bin ich der Meinung, wir brechen auf der Stelle auf, marschiren diese Nacht noch bis Requenna und treten dann morgen in das Königreich Valencia ein. Hier lassen wir unserer Industrie freyen Lauf. Wir werden vortreffliche Geschäfte machen; es geht mir schon im Geiste vor.«

Don Raphael, der alle Ahnungen seines Gefährten für untrüglich hielt, stimmte ihm augenblicklich bey. Don Alfonso und ich wollten nun einmahl diesen braven Leuten folgen, schlossen uns also stillschweigend an. So blieb es denn bey Requenna, und sogleich wurden die nöthigen Anstalten gemacht. Wir hielten ein ähnliches Mahl wie diesen Morgen und bepackten dann unser Pferd mit dem Schlauche und dem Reste unsers Vorraths. Unterdessen war es völlig Nacht geworden, wie wir es eben zu unserer Sicherheit brauchten, und wir begannen nun uns aus dem Walde zu ziehen. Allein kaum waren wir etwa hundert Schritte vorwärts gekommen, so wurden wir zwischen den Bäumen ein Licht gewahr, das uns nicht wenig zu denken gab.

»Was soll das seyn?« — rief Don Raphael — »wären es vielleicht die Spürhunde der Justiz von

Cuenca, die man uns nachgeschickt hat? Wären sie uns vielleicht auf der Fährte und belauerten uns?« — »Dies glaube ich nicht!« — erwiederte Ambrosio — »wahrscheinlich sind es Reisende, die die Nacht überfallen hat und die nun bis Tagesanbruch hier zu rasten gesonnen sind. Doch ich kann mich irren, also will ich selbst zusehen. Bleibt Ihr Drey unterdessen zurück; in einigen Minuten bin ich wieder da.« — So sprach er und ging auf das Licht zu, das eben nicht sehr entfernt war, schlich leise und vorsichtig heran, bog die Zweige und Blätter, die ihn hinderten, ohne Geräusch zurück, und sah nun etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog.

Das Licht kam nähmlich von einer Kerze her, die in einer Erdscholle stak. Um dieselbe her saßen vier Männer, die eben die Reste einer Pastete verzehrten, während ein großer Schlauch zwischen ihnen herumging. Einige Schritte von ihnen waren ein Herr und eine Dame an Bäume angebunden, und noch ein wenig weiter stand eine Chaise mit zwey reich aufgeschirrten Maulthieren bespannt. Er hielt diese vier Kerle sogleich für Räuber, und ihre Gespräche bestätigten seine Vermuthung. Jeder von ihnen wollte die gefangene Dame allein besitzen; bis endlich darüber zu loosen beschlossen ward. So wußte Lamela jetzt, was er wissen wollte, kam eilends zurück und stattete uns einen getreuen Bericht darüber ab.

»Sennores,« — sagte hierauf Don Alfonso — »diese Dame und dieser Cavalier, die von den Räubern so schändlich behandelt werden, können vielleicht Personen vom höchsten Stande seyn. Wollen wir sie der Barbarey und Brutalität dieser

Nichtswürdigen überlassen? Wollen wir über ihre schreckliche Lage gleichgültig hinwegsehen? Nein, gewiß nicht! Greifen wir also diese Banditen an, so daß kein einziger von ihnen entkommen mag!« — »Ich bin dabey!« — sagte Don Raphael — »Eine gute oder eine schlechte Handlung — ich begehe sie, wie es die Gelegenheit gibt.« — Ambrosio seinerseits bezeigte gleichfalls seinen Eifer für eine Unternehmung so löblicher Art. — »Zumahl« — setzte er ausdrücklich hinzu — »da sie so einträglich zu werden verspricht.«

Was endlich mich anlangt, so erschreckte mich diesmahl die Gefahr ebenfalls nicht. Nie war vielleicht ein fahrender Ritter zum Dienste der Schönen schneller bereit. Indessen, um ehrlich und offen zu seyn, viel zu wagen war freylich nicht dabey. Lamela hatte nähmlich die Gewehre der Räuber, zehn bis zwölf Schritt von ihnen, auf einem Haufen liegen gesehen. Wir führten also unsern Plan mit großer Leichtigkeit aus. Nachdem wir nähmlich unser Pferd angebunden hatten, näherten wir uns dem Lagerplatze der Räuber so still und leise, als es nur möglich war. Sie unterhielten sich überdies gewaltig laut und machten einen solchen Lärm, daß keiner das Mindeste von uns vernahm.

Ehe sie uns also inne wurden, hatten wir uns schon Meister ihrer Büchsen gemacht. Wir setzten sie ihnen also vor den Kopf und streckten sie sämmtlich auf dem Platze hin. Während dem dies geschah, ging das Licht aus, und alles war finster um uns. Wir banden indessen doch den Herrn und die Dame mit möglichster Eile los. Beyde waren aber von Furcht und Schrecken so außer sich, daß keines ein

Wort zu sprechen, viel weniger uns zu danken im Stande war. Freylich wußten sie auch noch nicht, sollten sie uns als ihre Befreyer oder als andere Räuber ansehen, so daß sie nur in andere Hände fielen, ohne daß ihr Schicksal gebessert ward. Wir beruhigten sie indessen nach Möglichkeit.

Ambrosio versicherte nähmlich, daß ungefähr eine starke halbe Stunde vom Walde eine Venta *) befindlich sey. Dorthin versprachen wir sie in ihrer Chaise zu bringen, wo ihnen dann die beliebige Fortsetzung ihrer Reise freygestellt blieb. Sie waren damit vollkommen zufrieden, stiegen ein und wurden so langsam von mir und Alfonso, indem wir die Maulthiere führten, an den Saum des Waldes gebracht. Unterdessen sahen unsere Einsiedler in den Taschen der Erschossenen nach, bemächtigten sich ihrer Pferde, die nicht weit davon angebunden waren, vergaßen auch das von Don Alfonso nicht, und kamen uns übrigen nach.

Ambrosio bestieg nun eines der Maulthiere vor der Chaise und geleitete uns auf diese Art zu der Venta. Diese war indessen gar nicht so nahe, wie er gesagt hatte: denn wir kamen erst gegen zwey Uhr Morgens daselbst an. Alles war natürlich zu Bett; wir klopften jedoch die Wirthsleute sehr bald heraus. Sie erschienen und waren ganz und gar nicht böse, sich auf diese Art in ihrem Schlafe gestört zu sehen. Eine so reiche Equipage und eine so starke Gesellschaft versprach, wie sie meynten, einen sehr ansehnlichen Gewinn. In einem Augenblicke war nun alles auf den Beinen, und die ganze Venta mit

*) Einzelnes, an der Landstraße stehendes Wirthshaus.

Lichtern erhellt. Alfonso und Raphael hoben die Dame und den Cavalier aus der Chaise, und geleiteten sie als Stallmeister in das für sie bestimmte Gemach.

Jetzt begannen nun die gegenseitigen Complimente, wie sie bey solchen Gelegenheiten im Gebrauche sind. Allein wie groß war unser Erstaunen, als wir erfuhren, daß der Cavalier niemand anders als der Graf von Polan und die Dame seine Tochter Seraphine war *)! Noch mehr aber wurde diese selbst und Don Alfonso bey der gegenseitigen Wiedererkennung überrascht. Der Graf indessen, der mit einer Menge anderer Dinge beschäftigt war, bemerkte nichts davon. Er erzählte uns nun den ganzen Vorfall mit der größten Umständlichkeit. Also wie ihn die Räuber angefallen, seinen Kutscher, Kammerdiener und Pagen getödtet und ihn dann mit seiner Tochter in den Wald geschleppt hätten, und so weiter fort.

»Ich fühle,« — schloß er endlich — »wie sehr ich Ihnen verbunden bin. In einem Monathe bin ich wieder zu Toledo. Besuchen Sie mich daselbst, und Sie werden sich überzeugen, ob der Graf von Polan dankbar, oder das Gegentheil ist.« — Auch Seraphine sagte uns viel Angenehmes über unsern Ritterdienst. Ich und Raphael wollten nun Alfonso gern gefällig seyn. Wir unterhielten also den Grafen in einem der Fenster, während unser Gefährte mit seiner Geliebten in einem andern stand. —

»Schönste Seraphine«, — hub er nun leise an — »ich beklage mich nicht mehr, daß ich wie ein

*) S. 4. Buch 10. Capitel.

Unglücklicher, der aus der menschlichen Gesellschaft verbannt ist, umher irren muß: habe ich doch das Glück gehabt, zu Ihrer Befreyung behülflich gewesen zu seyn.« — »Wie?« — sagte sie mit einem Seufzer — »also sind Sie es, dem ich die Rettung meiner Ehre und meines Lebens schuldig bin? — Also Sie haben mir und meinem Vater diese ungeheure nie genug zu schätzende Verbindlichkeit aufgelegt? — Ach, Don Alfonso! warum mußten Sie der Mörder meines Bruders seyn!« — Hier brach sie ab; allein die Worte selbst und die Bewegung, womit sie sprach, verriethen ihre geheimen Empfindungen deutlich genug. Wenn Don Alfonso sie auf's zärtlichste liebte, so ward er auf gleiche Weise wieder von ihr geliebt.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Wie Gil Blas und seine Gefährten den Grafen von Polan verließen, und was sie darauf vornahmen. Dann was Ambrosio für einen wichtigen Plan faßte und wie derselbe ausgeführt ward.

So verging der Rest der Nacht unter Gesprächen und Danksagungen, besonders aber unter den schmeichelhaftesten Zusicherungen von Seiten des Grafen von Polan. Dieser ließ dann den Wirth hohlen, und berathschlagte mit ihm, wie auf die sicherste Weise nach Turis zu kommen sey, wohin er zu gehen Willens war. Ohne uns nun weiter aufzuhalten, nahmen wir Abschied und schlugen die Straße ein, die Ambrosio zu wählen für gut befand. Auf diese Art machten wir ungefähr zwey Stunden bis Campillo, als der Tag anbrach. Schnell warfen wir uns also in die Gebirge, die sich zwischen diesem Flecken und Requenna hinziehen.

In diesem sichern Schlupfwinkel ruhten wir nun den ganzen Tag nach unserer Bequemlichkeit aus. Zugleich untersuchten wir unsere Casse und überzeugten uns, daß sie durch das bey den Räubern

gefundene Geld um mehr als drey hundert Dublonen stärker geworden war. Mit Einbruch der Nacht machten wir uns nun wieder auf den Weg, und am folgenden Morgen traten wir in das Königreich Valencia ein. Auch hier verbargen wir uns von neuem in dem ersten dichten Gehölze, das uns aufstieß. Als wir nun tiefer in dasselbe eindrangen, kamen wir an eine Stelle, wo ein krystallheller Bach langsam zu dem Guadalaviar hinfloß. Die herrlichen schattigen Bäume und der Ueberfluß an schönem Grase für unsere Pferde bestimmten auf der Stelle unsere Wahl. — Den Tag über abermahls auszuruhen, war ohnehin schon festgesetzt.

Wir stiegen also ab und freuten uns schon im voraus auf unsere heutige Partbie. Doch als wir nun frühstücken wollten, zeigte sich leider, daß unser Vorrath beynahe aufgezehrt war. Brot und Wein z. B. hatten wir gar nicht mehr. — »Sennores!« — hub demnach Ambrosio an — »was ist der lieblichste Aufenthalt, wenn Bacchus und Ceres fehlt? Also frische Provisionen eingekauft! Ich selbst will deshalb nach Yelva gehen. Diese artige Stadt liegt nur zwey Stunden von hier; die kleine Reise ist bald gemacht.« — So sprach er, sattelte ein Pferd, hing Schlauch und Quersack daran, schwang sich darauf und trabte zum Walde hinaus.

Alles ließ seine baldige Rückkehr erwarten; wir hatten uns aber nicht wenig geirrt. Es verging beynahe der halbe Tag; ja es fing bereits an zu dunkeln, ehe er wieder zurückkam. Schon hatte uns sein langes Ausbleiben besorgt gemacht; dafür brachte er aber auch, über unsere Erwartung, eine

gewaltige Menge Sachen mit. Außer einem großen Schlauche mit dem herrlichsten Weine gefüllt, packte er auch den ganzen großen Schnappsack voll Brot und allerhand gebratenes Wildpret ab. Dann hatte er auch noch ein dickes Bündel mit allerhand Kleidungsstücken und Schreibmaterialien aufgeschnallt. Wir waren hierüber sämmtlich nicht wenig erstaunt.

»Ja,« — sagte er, als er dies bemerkte — »ich gebe Raphael und der ganzen Welt auf zu rathen, wozu dieses alles da dienen soll.« — Damit wir nun alles Stück für Stück besehen konnten, machte er das Bündel auf und packte aus. Da kamen denn zuerst ein Mantel und ein langer Talar, beyde von schwarzem Zeuge, nebst zwey Aermelwesten und Beinkleidern, sämmtlich von derselben Farbe, zum Vorschein. Hierauf folgte ein Pennal mit einem Tintenstecher, ein Buch weißes Schreibpapier, ein Vorlegeschloß mit einem großen Petschaft und ein Stück grünes Wachs. Als er uns nun alle seine Einkäufe gezeigt hatte, sagte Don Raphael im Spaße zu ihm: »der Tausend, Sennor Don Ambrosio! Da haben Sie einen vortrefflichen Einkauf gemacht! Sagen Sie uns doch gefällig, wozu dies alles gebraucht werden soll!«

»Zu einem bewundernswerthen Streiche,« — war seine Antwort. — »Alles das Zeug da kostet nur zehn Dublonen, wie Ihr's hier vor Euch sehet. Allein ich bin gewiß, daß es uns mehr als fünf hundert eintragen soll; verlaßt Euch darauf! Ich bin nicht der Mann, der sich mit unnützen Dingen behängt, Ihr wißt es! Damit Ihr Euch aber noch mehr überzeugt, daß dies kein Narren-

kauf ist, so will ich Euch erzählen, wie alles zusammen hängt. — Als ich mein Brot hatte, ging ich zu einem Speisewirthe und bestellte sechs Rebhühner, eben so viel junge Kaninchen und sechs andere junge Hühner, alles gebraten für uns.«

»Während nun diese am Spieße staken, und ich selbst ein Frühstück einnahm, trat ein Mann herein, der äußerst zornig war, und bittere Schmähungen gegen einen gewissen dortigen Kaufmann ausstieß. — »»Beym heiligen Jacob!«« — rief er —»»Samuel Simon ist der erbärmlichste Krämer in der ganzen Stadt Yelva! Beschimpft mich da der Filz vor allen Leuten und will mir nicht einmahl sechs Ellen Tuch borgen, wiewohl er recht gut weiß, daß bey mir, als einem zahlungsfähigen Handwerksmanne, nichts zu verlieren ist. O der Grobian! der Dummkopf! Nicht wahr, Ihr sagt's auch? Leuten von Stande — ja denen gibt er recht gern Credit und trägt das große Risico — aber einem ehrlichen Bürger, bey dem nichts zu besorgen ist, erzeigt er nicht die kleinste Gefälligkeit!««

»»Welche Narrheit!«« — fuhr er fort — »»der vermaledeyte Jude! Erwischte man ihn nur einmahl! Doch das wird sicher schon noch geschehen! dann sind alle meine Wünsche erfüllt. Eine Menge Kaufleute legten gewiß dasselbe Zeugniß ab.«« — Als ich den Mann so reden hörte: denn er polterte noch eine Menge anderer Dinge heraus, schoß mir auf einmahl der Gedanke durch den Kopf, daß diesem Samuel Simon wohl etwas Erkleckliches abzunehmen sey. — »Lieber Freund,« — sagte ich also zu dem Beleidigten — »was hat denn dieser

Kaufmann für einen Ruf?« — »»Den allerschlechtesten von der Welt!«« — antwortete er hastig. — »»Es ist einer der niederträchtigsten Wucherer, wiewohl er den ehrlichen Mann spielen will. Es ist ein getaufter Jude, aber in seinem Herzen noch eben so ein Hebräer, wie Pilatus war, indem er nur aus Eigennutz katholisch geworden ist.««

»Ich hörte dem allen sehr aufmerksam zu, ging dann, nachdem mein Wildpret fertig war, weiter und fragte den Laden meines Mannes ohne viele Mühe aus. Hier besah ich mir denn alles auf's genaueste und machte meinen Plan darnach. Es ist einer der glänzendsten Einfälle, mit Blitzesschnelligkeit gefaßt, und eines Mannes würdig, der einst in Diensten des Sennor Don Gil Blas stand. So ging ich in eine Trödelbude und kaufte diese Herrlichkeiten ein. Hiermit staffiren wir erstens einen Inquisitor, dann einen Actuar, endlich einen Alguazil aus.« — »Ah, liebster Ambrosio!« — rief Raphael aus — »welcher herrliche Einfall! welcher vortreffliche Plan! Ich bin in Wahrheit eifersüchtig auf diese so schöne Idee! Gern gäb' ich meine größten Heldenthaten für diesen Genieblitz hin.«

»Ja, Lamela!« — fuhr er fort — »ich durchblicke Deinen ganzen großartigen Plan; Du kannst aber auch wegen der Ausführung desselben unbesorgt seyn. Du brauchst noch zwey Gehülfen: hier sind sie schon. Du mit Deinem geistlichen Gesichte gibst einen herrlichen Inquisitor ab. Ich mache den Actuar und der Sennor Don Gil Blas, wenn er will, den Alguazil. Jetzt sind die Rollen vertheilt, morgen wird das Stück aufgeführt. Kommt

kein Unfall dazwischen, der oft den schönsten Plan verdirbt, so stehe ich für den Erfolg.« — Was nun mich den Sennor Alguazil anlangt, so hatte ich von dem Plane, den Raphael so vortrefflich fand, nur noch eine sehr verworrene Idee. Allein während des Abendessens erfuhr ich das Nähere, und nun fand ich denselben allerdings sehr sinnreich ausgedacht. Nachdem wir so einen Theil unsers Wildprets expedirt und unserm Schlauche tüchtig zugesprochen hatten, streckten wir uns auf das Gras hin und schliefen in wenig Minuten ein.

Kaum graute indessen der Tag, so weckte uns Don Ambrosio. — »Auf! auf!« — rief er — »wer eine so wichtige Unternehmung vorhat, der darf kein Langschläfer seyn!« — »Der Teufel, Herr Großinquisitor!« — rief Don Raphael, indem er sich die Augen rieb — »das heiße ich munter seyn! Wehe dem Meister Samuel Simon! dem wird es grün und gelb vorgehen!« — »Ich glaub' es wohl,« — erwiederte Ambrosio lachend — »überdies hab' ich geträumt, als rupft' ich ihm Haar für Haar seinen Judenbart aus. Nicht wahr, Herr Actuar, das bedeutet ein großes Unglück für ihn?«

So wechselten wir Scherz gegen Scherz, frühstückten in der fröhlichsten Laune und waren dann auf unsere Theatertoilette bedacht. Ambrosio bekleidete sich mit dem langen Talare und dem Mantel, so daß er vollkommen einem Commissär des heiligen Officiums glich. Don Raphael und ich, wir costumirten uns ebenfalls auf eine Art, wie es für einen Actuar und Alguazil passend war. Indessen nahm das alles so viel Zeit hinweg, daß fast halb drey heran kam, ehe die Commission die

Reise nach Yelva anzutreten im Stande war. Freylich hatten wir aber auch eben keine Eile, da der Anfang der Vorstellung erst für den Einbruch der Dämmerung festgesetzt blieb. Wir ritten also nach unserer Bequemlichkeit und warteten vor der Stadt, bis es finster geworden war.

Allein, als — »nun die Schatten der Nacht die Erde bedeckten« — stiegen wir ab und ließen unsere Pferde unter der Obhuth Don Alfonso's zurück, der sehr froh war, sich nur zu dieser Rolle erkiest zu sehen. Wir andern begaben uns hierauf nicht gleich zu Samuel Simon, sondern in ein Wirthshaus, zwey Schritte von ihm. Den Herrn Inquisitor an der Spitze, traten wir also ein. — »Heda, Schenkwirth!« — hub Ambrosio höchst gravitätisch an — »ich habe mit Euch allein zu sprechen, geleitet uns!« — Der Wirth führte uns demnach in einen Saal, und Ambrosio fuhr fort: »Ich bin ein Commissär des heiligen Officiums und komme einer sehr wichtigen Sache wegen hierher.«

Bey diesen Worten erblaßte der Schenkwirth und sagte mit zitternder Stimme: »wie er nicht glauben könne, den heiligen Gerichte in irgend etwas mißfällig geworden zu seyn.« — »Auch seyd Ihr es nicht,« — erwiederte Ambrosio mit Milde — »der von demselben beunruhigt werden soll! Gott verhüthe, daß das heilige Officium sich je übereilen und den Schuldigen mit dem Unschuldigen verwechseln mag! Es ist streng, aber immer gerecht. Wer sich Strafen desselben zuzieht, hat sie stets verdient. Also nicht um Euretwillen bin

ich nach Yelva gekommen, sondern eines gewissen Kaufmannes wegen, der Samuel Simon heißt.«

»Wir haben eine Anzeige über ihn erhalten, wie sie nicht ungünstiger für ihn seyn kann. Er soll nur dem Nahmen nach ein Katholik, in seinem Herzen aber noch durchaus ein Jude seyn. Ja er soll sich nur darum haben taufen lassen, weil er seinen zeitlichen Vortheil dabey sah. Ich befehle Euch also im Nahmen des heiligen Gerichts, alles auszusagen, was Ihr von diesem Manne wißt. Sucht ihn nicht etwa zu entschuldigen, weil Ihr Nachbarn oder wohl gar Freunde zusammen seyd. Die geringste Schonung, die ich in Euren Aussagen bemerke, bereitet Euch Euren eigenen Untergang; das merkt Euch! — Und nun, Herr Actuar,« — indem er sich zu Raphael wandte — »thun Sie Ihre Schuldigkeit!«

Der Herr Actuar, der schon mit seinem Papier und Schreibzeug bereit stand, setzte sich nun an einen Tisch und legte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt sein Protocoll an. Der Wirth mußte hierauf angeloben die Wahrheit zu sagen, und Ambrosio fuhr dann fort: — »Antwortet blos ganz einfach auf meine Fragen, weiter verlange ich nichts von Euch! — Ist Samuel Simon ein fleißiger Kirchengänger oder nicht? — »Ich gebe nicht Acht darauf;« — war die Antwort — »doch ist mir, als hätte ich ihn noch niemahls in der Kirche gesehen.« — »Gut,« wendete sich der Inquisitor zum Actuar — »schreiben Sie, daß man ihn nie in einer Kirche sieht.« — »Dies sage ich ganz und gar nicht, Herr Commissär;« — fiel hier der Schenkwirth ein — »ich meyne blos, ich für meine Per-

son, ich selbst hätte ihn nicht darin gesehen. Wenn ich ihn aber auch nicht gewahr werde, so kann er deshalb doch sehr gut darin seyn.«

»Schenkwirth!« — hub Ambrosio sehr ernsthaft an — »Ihr vergeßt, daß Ihr in Euren Aussagen Samuel Simon nicht entschuldigen sollt; Ihr wißt, was dies für Folgen haben wird. Wider ihn könnt Ihr beybringen, was Ihr wollt: für ihn aber durchaus nichts.« — »Auf die Art, Sennor Commissario,« — erwiederte der Schenkwirth — »werden meine Aussagen von sehr geringem Nutzen für Sie seyn. Ich kenne diesen Mann so wenig, daß ich im Grunde weder Gutes noch Böses von ihm sagen kann. Wollen Sie aber wissen, wie er eigentlich in seinem Hause lebt, so will ich seinen Ladenburschen Gaspardo hohlen, der Ihnen in allem Rede stehen kann. Ja der hat ein Plauderwerk, wie nur eins zu finden ist. Von ihm werden Sie alles ganz haarklein erfahren, so daß der Herr Actuar seine liebe Noth damit haben wird.«

»Eure Offenherzigkeit gefällt mir,« — war Ambrosio's Antwort — »indem Ihr mir diesen Hausgenossen von Samuel Simon stellt, beweist Ihr Euern Eifer für das heilige Officium. Verlaßt Euch darauf, daß Euer gedacht werden wird. Darum eilt, Gaspardo zu hohlen, fangt's aber gescheidt an, damit sein Lehrherr durchaus nicht merkt, was vorgeht!« — Der Wirth entfernte sich demnach; führte aber seinen Auftrag so geschickt und so schnell aus, daß er in wenig Minuten mit dem jungen schwatzhaften Burschen zurückkam. — »Recht so, recht so, mein Sohn!« — hub Ambrosio an — »Ich bin ein Commissär des heiligen Officiums und soll den

Proceß gegen Samuel Simon instruiren, der des Judenthums angeklagt ist. Du bist sein Hausgenosse, folglich siehst Du fast alles, was er thut.«

»Ich halt' es für unnöthig,« — fuhr der Redner fort — »Dich zu erinnern, daß Du mir alles, was Du von ihm weißt, zu sagen verbunden bist, wenn es Dir im Nahmen des heiligen Officiums befohlen wird.« — »O, Sennor Commissario!« — erwiederte Gaspardo — »dessen bedarf es ganz und gar nicht! Ich werde es ohnehin schon thun! Wenn mein Herr über mich in die Beichte genommen werden sollte, wie würde er auf mich losziehen! also mache ich es meinerseits gegen ihn eben so. Vor allem muß ich Ihnen also sagen, daß es ein Duckmäuser ist, hinter dessen Schliche man unmöglich kommen kann; ein Heuchler, der für einen Heiligen gelten will, und dessen Tugend doch keinen Pappenstiel werth ist. Alle Abend geht er zu einer Metze« —

»Verstehe, verstehe!« — fiel Ambrosio ein — »Es ist ein sittenloser Mensch, das ist vollkommen klar. Allein antworte mir genau auf meine Fragen, Gaspardo, hörst Du? Ich muß besonders wissen, wie es in Ansehung unserer allerheiligsten, allein seligmachenden Religion mit ihm steht. — Also, kommt bey Euch häufig Schweinefleisch auf den Tisch?« — »Seit Jahr und Tag,« — war die Antwort — »wo ich bey ihm bin, mag das vielleicht nicht zweymahl geschehen seyn.« — »Wohl, wohl!« —entgegnete der Herr Commissarius. — »Schreiben Sie, Herr Actuar, daß bey Samuel Simon niemahls Schweinefleisch auf den Tisch kommt.«

»Dagegen« — fuhr er zu Gaspardo fort — »ist

dies wahrscheinlich zuweilen mit Lammfleisch der Fall?« — »Allerdings!« — erwiederte der Bursche — »letztere Ostern zum Beyspiel.« — »Das paßt vortrefflich zusammen!« — rief der Commissarius aus. — »Schreiben Sie, Herr Actuarius, daß Simon das jüdische Osterfest hält. — Das geht ganz excellent!« — setzte er hinzu. — »Das sind wahrhaftig herrliche Angaben, das! — Nun, braver Gaspardo,« — fuhr er fort — »jetzt sage mir noch, hast Du Deinen Lehrherrn niemahls kleine Kinder liebkosen gesehen?« — »O ja, unzählige Mahl!« — war die Antwort. — »So wie er kleine Knaben vor unserm Laden vorbeygehen sieht, hält er sie an und thut es, wenn sie nur halbwege hübsch sind.«

»Schreiben Sie, Herr Actuar,« — fiel Ambrosio ein — »daß Samuel Simon höchst verdächtig ist, Christenkinder an sich zu locken, um sie zu erwürgen. — »Schreiben Sie das gerade so! — Das ist mir ein sauberer Convertit! Nun, Meister Simon, das heilige Officium wird Euch in die Cur nehmen, verlaßt Euch darauf! Glaubt Ihr, daß man Euch ungestraft Eure scheuslichen Kinderopfer fortsetzen lassen wird? — Nun, lieber Gaspardo,« — fuhr er fort — »immer besser! Sag' alles heraus, bring' den letzten Beweis bey, daß dieser falsche Katholik mehr als jemahls den jüdischen Gebräuchen und Ceremonien ergeben ist. Nicht wahr, jede Woche hat er einen Tag, wo er durchaus ganz müßig ist?«

»Nein,« — erwiederte Gaspardo — »das hab' ich gerade nicht bemerkt, wohl aber, daß er sich an gewissen Tagen einschließt und Stunden lang nicht

sehen läßt.« — »Nun, da haben wir's ja!« — rief Ambrosio — »er hält den Sabbat, oder ich will nicht Inquisitor seyn. — Schreiben Sie, Herr Actuar — schreiben Sie, daß er den Sabbat auf's genaueste zu feyern pflegt. O der abscheuliche Mensch! — Jetzt nur noch eine Frage! Spricht er nicht auch von Jerusalem?« — »Ja wohl,« — war die Antwort des Burschen — »und zwar oft genug. Er erzählt uns die Geschichte der Juden und der Tempelzerstörung zu Jerusalem.«

»Das ist's,« — fuhr der Herr Inquisitor fort — »bemerken Sie das ja wohl, Herr Actuar! Schreiben Sie's mit großen Buchstaben, verstehen Sie mich? — Also: »»Item denkt Samuel Simon unaufhörlich nur an die Wiederaufbauung des Tempels und die Wiederherstellung der jüdischen Nation.«« — Das ist genug; alle weitere Fragen sind unnöthig. Was der ehrliche Gaspardo ausgesagt hat, reicht zum Verbrennen einer ganzen Judenschaft hin.« — Nachdem nun das Protocoll geschlossen war, entließ Ambrosio den Burschen, band ihm aber im Nahmen des heiligen Gerichtes die strengste Verschwiegenheit ein. Gaspardo gelobte dieselbe an und konnte gehen. Wir selbst folgten ihm auf dem Fuße nach, verließen das Wirthshaus eben so gravitätisch wie wir hineingegangen waren, und klopften bey Samuel Simon an.

Er öffnete uns selbst und war nicht wenig erstaunt, drey solche Personagen wie wir, vor sich zu sehen. Noch höher aber stieg seine Verlegenheit, als Ambrosio, der abermahls das Wort führte, mit gebietherischem Tone folgendermaßen anhob: »Meister Samuel! im Nahmen des heiligen Officiums,

dessen Mitglied zu seyn ich die Ehre habe, befehle ich Euch, daß Ihr mir augenblicklich den Schlüssel zu Eurem Cabinete überreicht. Ich will nachsehen, was sich etwa zur Bestätigung der gegen Euch gerichteten Beschuldigungen auffinden lassen mag.« — Für Meister Samuel war eine solche Anrede keine Kleinigkeit. Er prallte daher zwey Schritte zurück, als hätte ihm einer einen Rippenstoß versetzt.

An einen Betrug zu denken, fiel ihm natürlich im Traume nicht ein. Im Gegentheil glaubte er steif und fest, von irgend einem geheimen Feinde bey dem heiligen Officium angeschwärzt worden zu seyn. Möglich, daß ihm auch sein Gewissen schlug, und daß er wirklich ein schlechter Katholik war, also einer Untersuchung mit Schrecken entgegensah. Wie dem aber auch seyn möge, in meinem Leben habe ich keinen verlegnern, erschrockenern Menschen gesehen. Er gehorchte auf der Stelle und mit aller der Ehrfurcht, die das bloße Wort Inquisition einem Spanier nur einflößen kann. — »Nun,« — sagte Ambrosio, indem der arme Teufel das Cabinet aufschloß — »wenigstens widersetzt Ihr Euch den Befehlen des heiligen Officiums nicht. — Allein entfernt Euch,« — fuhr er fort — »damit ich mein gottgefälliges Amt ungestört verwalten kann.«

Samuel war abermahls sehr demüthig und begab sich hinweg. Wir begaben uns also alle drey ins Cabinet und sahen uns nach seinen Thalern um. Auch fanden wir sie bald in einer eisenbeschlagenen Casse, und mehr als sich forttragen ließ: denn alles bestand in Säcken voll Silbergeld. Gold wär' uns nun freylich lieber gewesen; indessen da

es nicht anders seyn konnte, machten wir aus der Noth eine Tugend und füllten Hosen-, Westen- und Rocktaschen, kurz alles nur Mögliche mit Piastern an. Indessen konnte man unsere geheime Ladung durchaus nicht bemerken: denn Raphael und Ambrosio sorgten mit großer Geschicklichkeit dafür. So wahr ist es, nichts geht darüber, wenn einer sein Handwerk versteht!

Wir verließen demnach das Cabinet tüchtig mit Beute bepackt. Hierauf legte der Herr Inquisitor, man erräth leicht warum, sein großes Hängschloß vor, versah es mit dem bereit gehaltenen Siegel, rufte dann den Kaufmann und hub folgendermaßen an: »Meister Samuel, im Nahmen des heiligen Officiums verbiethe ich Euch auf's strengste, dies Schloß und dies Siegel anzurühren, da es das amtliche des heiligen Gerichts ist. Morgen werde ich wiederkommen, es abnehmen und Euch wissen lassen, was das heilige Gericht über Euch verfügt hat.« — Hiermit ließ er sich die Hausthür öffnen, und wir nahmen in der fröhlichsten Laune unsern gravitätischen Abzug.

Kaum waren wir aber fünfzig Schritte vom Hause entfernt, so ging es mit einer Geschwindigkeit und Leichtigkeit vorwärts, die unbeschreiblich ist. Wir liefen nicht, nein, wir flogen nur so, und dies trotz der Last, die jeder von uns in seinen Taschen trug. So kamen wir in wenig Minuten aus der Stadt, bestiegen unsere Pferde und schlugen im schnellsten Trabe den Weg nach Segorbe ein. Unserm großen Beschützer Merkurius aber, dem Gott der Diebe, dem Selbstherrscher aller fingerfertigen Industrie-Ritter, statteten wir für dieses eben

so glückliche als glorreiche Ereigniß, unsere ehrfurchtsvollsten Danksagungen ab.

Zweytes Capitel.

Was Don Alfonso und Gil Blas in Folge dieses Abenteuers für einen Entschluß faßten.

Unserer löblichen Gewohnheit gemäß ritten wir die ganze Nacht hindurch. So kamen wir mit Anbruch des Tages in der Nähe eines kleinen Dorfes, ungefähr zwey starke Stunden von Segorbe an. Da wir sämmtlich ermüdet waren, bogen wir nur zu gern von der Straße ab und ritten auf eine Gruppe von Weiden zu, die sich etwa einen Büchsenschuß von dem Dörfchen am Fuße eines Hügels befand. In jenem selbst anzuhalten, schien uns nähmlich nichts weniger als rathsam. Diese Weiden gewährten einen recht angenehmen Schatten, und überdem floß ein klarer Bach daran hin. Da die Stelle uns also gefiel, beschlossen wir den Tag daselbst zuzubringen, stiegen ab, ließen unsere Pferde grasen und streckten uns unter die Weiden hin.

Nach einer kurzen Ruhe fertigten wir den Rest unsers Schnappsacks und unsers Schlauches ab und zählten dann unsere bey Samuel Simon gefundenen Contanten aus. Diese beliefen sich auf den Werth von drey tausend Ducaten, was mit dem, was wir bereits hatten, ein recht artiges Sümmchen gab. Sonach war unsere Casse vortrefflich bestellt. Indessen gebrach es uns an Proviant. Ambrosio und Raphael zogen also ihre Pontificalia aus und

bothen sich zur Herbeyschaffung desselben an. — »Die Expedition von Yelva« — sagten sie — »hat uns eben recht in Athem gesetzt. Wir wollen uns daher auch in Segorbe umsehen; vielleicht machen wir dort ebenfalls einen tüchtigen Schlag.«

»Also Ihr andern lieben Freunde,« fuhr Don Raphael zu uns übrigen fort — »erwartet uns nur hier; wir werden in kurzem zurück seyn!« — »Bravo, Sennor Don Raphael!« — rief ich aus — »das heißt auf den Nimmermehrstag!« — »Dieser Verdacht ist beleidigend,« — fiel Ambrosio ein — »indessen nehmen wir es wohlverdient hin! Sennor Don Gil Blas kann uns, nach dem Streiche von Valladolid, freylich nicht trauen. Er kann glauben, daß wir Euch Herren eben so leichtsinnig im Stiche lassen könnten, wie unsere damahligen Gefährten in jener Stadt. Allein er und Ihr, Don Alfonso, Ihr seyd dennoch im Irrthum.«

»Jene Cameraden, von denen wir uns ohne weiteres trennten, waren Leute der schlechtesten Art, deren Gesellschaft uns unerträglich zu werden anfing. Man muß es unserer Profession lassen, bey keiner andern ist das Interesse der Mitglieder weniger getheilt. Wenn aber die Neigungen nicht zusammenstimmen, so ist es auch bey uns um's gute Einverständniß geschehen. Also Ihr Herren, setzt ein wenig mehr Vertrauen in uns und macht Euch ganz und gar keine Gedanken, wenn wir auch nach Segorbe gehen!« — »Ja wohl!« — fiel Raphael ein. — »Auch ist sogleich Rath dafür geschafft. Sie können ja die Casse behalten, das ist gewiß eine tüchtige Bürgschaft für unsere Zurückkunft.«

»Sie sehen, Sennor Don Gil Blas,« — fuhr

er fort — »wir treffen immer den Nagel auf den Kopf! So habt Ihr beyden Herren ein Unterpfand. Ambrosio und ich aber sind wegen Eurer Treue ganz unbesorgt; Ihr werdet uns nicht damit durchgehen. Nach einem solchen Beweise von Ehrlichkeit werdet Ihr uns sicher vollkommen trauen!« — »Zuverlässig, Sennores!« — erwiederte ich. — »Thun Sie nunmehr, was Ihnen beliebt!« — So machten sie sich denn mit dem Schlauche und Schnappsacke augenblicklich auf den Weg. Wie wir nun allein waren, hub Don Alfonso folgendermaßen zu mir an:

»Sennor Don Gil Blas, ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen. Es thut mir unendlich leid, daß ich mit diesen zwey Gaunern bis hierher gegangen bin. Sie glauben nicht, wie vielmahl es mich schon gereut hat. Gestern Abends, wo ich bey den Pferden zurückblieb, hab' ich tausend kränkende Betrachtungen darüber angestellt. Es ist durchaus nicht zu billigen, daß ein junger Mann von Ehre mit zwey so lasterhaften Gesellen, wie diesen, lebt. Fallen wir dann einmahl, was sehr leicht möglich ist, in Folge eines Gaunerstreiches in die Hände der Gerechtigkeit, so werde ich die Schande haben, mit ihnen als Dieb bestraft zu werden und also für immer ehrlos zu seyn.«

»Diese Bilder schweben mir unaufhörlich vor« — fuhr er fort. — »Ich mag an ihren Schändlichkeiten keinen Theil mehr haben; also Trennung von ihnen; dies ist mein fester Entschluß! Ich hoffe, Sie mißbilligen denselben nicht.« — »Nein,« — erwiederte ich — »gewiß nicht! Im Gegentheile! Trotz meiner Alguazilrolle bey Samuel Simon, sind solche Streiche doch ganz und gar nicht nach

meinem Geschmacke! Gott sey mein Zeuge, ob ich nicht innerlich darüber betreten gewesen bin. — Gil Blas, — dachte ich unaufhörlich — wenn Du in diesem Augenblicke ertappt und gehangen würdest, erhieltst Du nichts als Deinen verdienten Lohn. Ich mag daher eben so wenig in dieser Gesellschaft bleiben als Sie. Reisen wir also zusammen, wenn es Ihnen recht ist! Sobald diese zurück sind, wollen wir auf die Cassentheilung antragen, und dann morgen früh oder sogar noch diese Nacht für immer von dannen ziehen.«

Don Alfonso stimmte mir in allem vollkommen bey. — »Lassen Sie uns nach Valencia gehen,« — fuhr er fort — »wir schiffen uns dort nach Italien ein und nehmen Venetianische Dienste, die sehr geachtet sind. Das Kriegsleben ist ja tausend Mahl besser als diese feige, niedrige Gaunerexistenz. Mit unserm Geldantheil machen wir gewiß gar keine üble Figur. Freylich ist es gestohlnes Gut, ich fühle dies leider nur zu gut. Allein Noth bricht Eisen; diesmahl kann es nicht anders seyn. Doch die erste gute Türkische Beute, und Samuel Simon erhält die ihm gebührende Entschädigung!« — Ich versicherte Don Alfonso, daß ich eben so dächte, und so ward also unser Abgang auf morgen vor Tagesanbruch festgesetzt.

Uns mit der Casse auf der Stelle fortzumachen, fiel uns in Wahrheit keinen Augenblick ein. Ambrosio und Raphael hatten uns Vertrauen gezeigt. Diesem nicht zu entsprechen, hielten wir beyde für eine Schändlichkeit. So kam der Abend heran und die beyden Genannten traten ebenfalls wieder ein. Sie erzählten uns sogleich, daß ihre Reise äußerst

glücklich gewesen sey. Sie hätten einen Streich eingeleitet, der nach allem Anscheine noch weit mehr eintragen würde, als der bey Samuel Simon. Eben wollte uns nun Raphael das Weitere erzählen, als Don Alfonso das Wort nahm und ihnen seinen Entschluß zu erkennen gab. Ich folgte seinem Beyspiele und so blieb es dabey. Vergebens bothen sie alles auf, um uns zurückzuhalten; wir bestanden auf unserm Entschluß. So ward denn das sämmtliche Geld unter uns vier getheilt und so brachen wir am folgenden Morgen nach Valencia auf.

Drittes Capitel.

Was Don Alfonso erst Verdrießliches und dann höchst Freudiges erfuhr, und durch welchen Zufall auch Gil Blas in eine glückliche Lage kam.

Lustig und guter Dinge ritten wir nun nach unserer Bequemlichkeit bis Bunnol. Hier aber mußten wir liegen bleiben, weil Don Alfonso sich übel befand. Bald bekam er nun ein heftiges Fieber, dessen Anfälle sich so stark verdoppelten, daß ich für sein Leben zu fürchten anfing. Zum Glück war indessen kein Arzt vorhanden; ich kam daher mit der bloßen Angst davon. Nach Verlauf von drey Tagen war er außer Gefahr; das Uebrige mußte dann die sorgfältigste Pflege thun. Er fühlte dies auch mit rührender Dankbarkeit. Da wir nun einer zu dem andern wahrhafte Neigung hatten, schwuren wir uns gegenseitig ewige Freundschaft.

Als wir unsere Reise fortsetzen konnten, beschäftigten wir uns mit dem festen Vorhaben, so bald nur irgend möglich von Valencia nach Italien abzugehen. Allein das Schicksal hatte es anders mit uns bestimmt. Wir kamen nähmlich bey einem schönen Schlosse vorbey, wo eben auf einem Rasenplatze ein fröhlicher ländlicher Ball gegeben ward. Wir ritten daher näher, um dem lustigen Wesen ein Viertelstündchen zuzusehen. Noch hatte Don Alfonso nicht den mindesten Gedanken an die Ueberraschung, die ihm bevorstand. Plötzlich aber erkannte er seinen Pflegevater, den Baron von Steinbach. Dieser, dem es in Ansehung seiner eben so ging, eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

»Ah, Don Alfonso!« — rief er mit sichtbarer Freude aus — »bist Du es? Welche glückliche Begegnung! welches glückliche Wiedersehen! Während Du überall aufgesucht wirst, führt Dich das Schicksal selbst hierher!« — Mein Gefährte stieg augenblicklich ab und flog an den Hals des Barons, der in einem wahrhaften Freudentaumel war. — »Komm, mein Sohn!« — fuhr der ehrwürdige Greis fort — »Du sollst erfahren, wer Du bist, und Du wirst vollkommen glücklich seyn!« — Mit diesen Worten führte er ihn ins Schloß, und ich begleitete sie. Ich war nähmlich unterdessen auch abgestiegen und hatte unsere Pferde an einen der Bäume angebunden, womit das Schloß umgeben war.

Die erste Person, die uns hier entgegenkam, war der Besitzer selbst. Es war ein ältlicher Herr von etwa fünfzig Jahren, mit einer sehr edlen Gesichtsbildung. — »Sennor Don Cäsar de Leyva!« — sagte der Baron, und stellte ihm meinen Ge-

fährten vor — »sehen Sie da Don Alfonso, Ihren Sohn, vor sich.« — Bey diesen Worten drückte Don Cäsar den Langvermißten an sein Herz und hub mit thränenden Augen folgendermaßen an: »Ja, mein geliebter Sohn, ich bin Dein Vater; ich bin es selbst. Es hat mir Schmerz genug gekostet, daß ich Dir dies so lange zu verschweigen gezwungen war. Ich hatte Deine Mutter aus Neigung geheirathet, wiewohl ihre Geburt der meinigen nicht gleichkam.« — Hier trocknete er sich die Augen und fuhr dann fort:

»Nun hing ich aber von einem sehr harten Vater ab. Ich war daher in die Nothwendigkeit versetzt, diese ohne seine Einwilligung geschlossene Ehe geheim zu halten, so weh es mir auch that. Der Baron von Steinbach wußte allein darum, und so überließ ich ihm Deine Erziehung. Endlich ist mein Vater gestorben, und nun kann ich erklären, daß Du mein einziger Erbe bist. Ueberdies will ich Dich mit einer jungen Dame vermählen, deren Adel dem unsrigen gleichkommt.«

»Ach,« — fiel Don Alfonso bey diesen Worten ein — »so soll ich denn mein Glück so theuer erkaufen, Sennor? So soll ich nicht die Ehre haben, mich Ihren Sohn zu nennen, ohne auf andere Art wieder beklagenswerth zu seyn? Ach, Sennor, seyn Sie nicht grausamer, als es Ihr Vater war! Er billigte Ihre Heirath nicht, aber er drang Ihnen dennoch keine Gemahlinn auf.« — »Lieber Sohn,« — erwiederte Don Cäsar — »glaube Doch ja nicht, daß ich Deine Neigung tyrannisiren will! sey aber wenigstens so gut und sieh' die Dame, die Dir bestimmt ist. So liebenswürdig sie selbst und so vor-

theilhaft die Parthie auch immer seyn mag, ich verspreche Dir, daß ich Dich nicht dazu zwingen will.«

»Die Dame befindet sich hier im Schlosse,« — fuhr er fort. — »Du wirst finden, daß es kein reizenderes Wesen geben kann.« — Mit diesen Worten öffnete er eine Thür und führte ihn in ein großes Zimmer, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft befand. Ich, mit dem Baron von Steinbach, folgte ihnen nach. Es war der Graf von Polan mit seinen zwey Töchtern Seraphine und Julie, und Don Ferdinand de Leyva, seinem Schwiegersohne, einem Neffen von Don Cäsar; mehrerer anderer Damen und Herren nicht zu gedenken, die ich ungenannt lassen will. Don Fernando hatte, wie man weiß, Julien entführt, worauf eine Aussöhnung der beyden Familien erfolgt war. Eben hatten nun heute die Hochzeitfeyerlichkeiten Statt.

Sobald jetzt Don Cäsar mit Alfonso erschien und ihn der Gesellschaft vorstellte, erhob sich der Graf von Polan, eilte auf ihn zu und umarmte ihn. — »Herzlich willkommen!« — rief er. — »Ja, mein Retter soll erfahren, was die Tugend über edle Gemüther vermag! Sie haben meinen Sohn erstochen, Don Alfonso! aber Sie sind es auch, dem ich mein Leben schuldig bin. Ich opfere Ihnen meine Rache auf. Ich gebe Ihnen die Hand derselben Seraphine, deren Ehre von Ihnen beschützt ward. So, Don Alfonso, trage ich meine Schuld gegen Sie ab.«

Mein Gefährte dankte dem Grafen mit eben so viel Ehrfurcht als Innigkeit. Schwer aber ist zu sagen, worüber er am meisten erfreut war, ob über seine Geburt, oder über diese Verbindung. Schon

nach wenigen Tagen fand, zur Zufriedenheit aller Theile, wirklich die Heirath Statt. Da auch ich an der Rettung des Grafen von Polan Theil gehabt hatte und von ihm wieder erkannt ward, both er mir irgend eine passende Stelle an; allein ich dankte ihm für seinen Edelmuth. Don Alfonso hatte mich zu seinem Haushofmeister ernannt; ich vermochte mich nicht von ihm zu trennen, da ich sein ganzes Zutrauen genoß.

Wenig Tage nach seiner Verheirathung schickte er durch mich dem armen Samuel Simon die ganze gestohlene Summe zurück. Der unwürdige Gaunerstreich lag ihm zu schwer auf dem Herzen; er wollte der Sache mit einem Mahle für immer los seyn. So begann ich also meine Haushofmeisterschaft damit, womit jede derselben endigen sollte, nähmlich — mit einer Wiedererstattung.

Ende des vierten Theils.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Inhalt des dritten und vierten Theils.

Dritter Theil.

Drittes Buch.

Seite

Siebentes Capitel.

Geschichte des Don Pompeyo de Castro . . . 5

Achtes Capitel.

Durch welchen Zufall Gil Blas genöthigt ward, sich nach einer andern Stelle umzusehen . . . 18

Neuntes Capitel.

In was für einen Dienst Gil Blas nach dem Tode von Don Mathias de Silva kam . . . 26

Zehntes Capitel.

Das nicht länger als das vorige ist . . . 32

Eilftes Capitel.

Wie die Schauspieler unter einander leben, und wie sie die dramatischen Dichter behandeln . 39

Zwölftes Capitel.

Wie Gil Blas Geschmack an dem Theater findet und sich den Freuden des Komödiantenlebens überläßt, in kurzem aber desselben überdrüssig wird . 47

Seite

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Wie Gil Blas, da er sich nicht an das Komödiantenleben gewöhnen kann, Arseniens Haus verläßt und einen anständigeren Dienst erhält . . 53

Zweytes Capitel.

Wie Gil Blas von Auroren aufgenommen ward, und was sie hierauf für ein Gespräch mit einander hatten 62

Drittes Capitel.

Was in der Familie für eine große Veränderung vorging, und zu welchem sonderbaren Entschlusse die schöne Aurora durch die Liebe bewogen ward. 68

Viertes Capitel.

Die Heirath aus Rache 77

Fünftes Capitel.

Was Aurora de Guzman alles vornahm, nachdem sie zu Salamanca angekommen war . . . 119

Sechstes Capitel.

Was Donna Aurora für mancherley Listen aufbiethet, um Don Louis Pacheco's Eroberung zu machen 133

Siebentes Capitel.

Wie Gil Blas seine bisherige Stelle verläßt und eine andere bey Don Gonzalez Pacheco erhält . 145

Vierter Theil.

Viertes Buch.

Achtes Capitel.

Was die Marquisinn von Chaves für eine Dame war, und was sie gewöhnlich für Besuche erhielt . 1

Seite

Neuntes Capitel.

Wie es kam, daß Gil Blas das Haus der Marquisinn verließ, und wie es ihm hierauf weiter ging . 8

Zehntes Capitel.

Geschichte des Don Alfonso und der schönen Seraphine 15

Eilftes Capitel.

Wer der alte Einsiedler eigentlich war, und wie Gil Blas inne ward, daß er sich unter alten Bekannten befand 36

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Geschichte von Don Raphael 43

Zweytes Capitel.

Wie sich Don Raphael und die andern berathschlagten, und was ihnen, als sie eben den Wald verlassen wollten, für ein Abenteuer aufstieß . . 140

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Wie Gil Blas und seine Gefährten den Grafen von Polan verließen, und was sie darauf vornahmen. Dann was Ambrosio für einen wichtigen Plan faßte und wie derselbe ausgeführt ward . . 147

Zweytes Capitel.

Was Don Alfonso und Gil Blas in Folge dieses Abenteuers für einen Entschluß faßten . . 161

Drittes Capitel.

Was Don Alfonso erst Verdrießliches und dann höchst Freudiges erfuhr, und durch welchen Zufall auch Gil Blas in eine glückliche Lage kam . . 165

Le Sage, Alain René,

Gil Blas von Santillana Aus dem Französischen

Bd.: Vierter Theil

Wien 1827

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 124 -37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245391-1